

Mitteilungen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte: Heft 29

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

“Mitteilungen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte: Heft 29.” 2025.
Augsburg: Institut für Europäische Kulturgeschichte, Universität Augsburg.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

CC BY-NC-SA 4.0

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

CC-BY-NC-SA 4.0: Creative Commons: Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bed

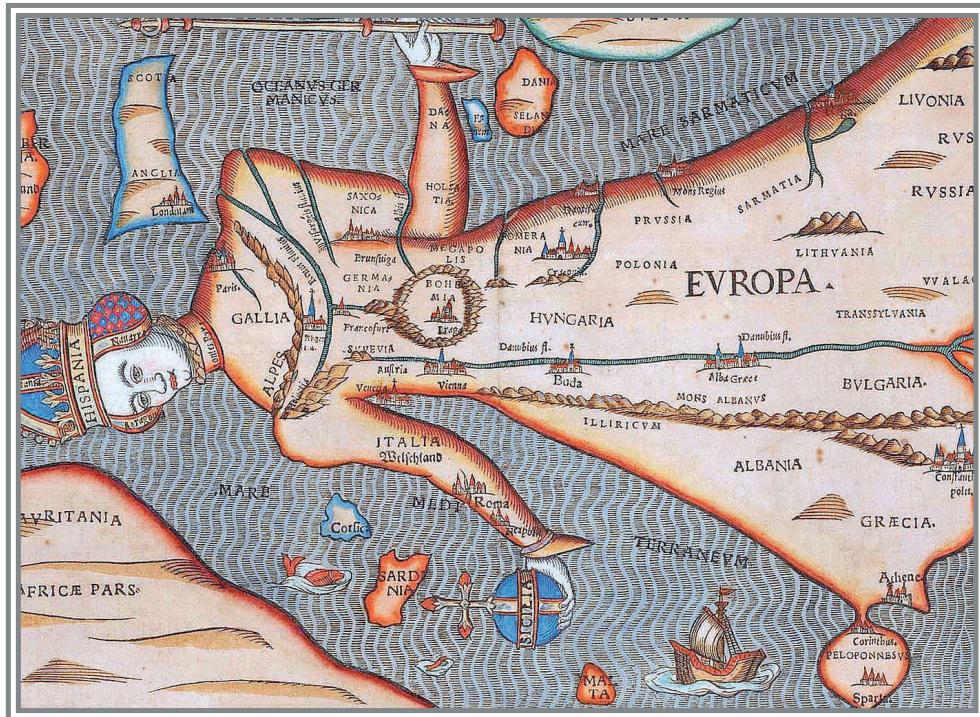


Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Institut für Europäische
Kulturgeschichte

Mitteilungen

Nr. 29 | 2025



Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Günther Kronenbitter (Geschäftsführender Direktor)
apl. Prof. Dr. Ulrich Niggemann (Direktor/Geschäftsführender Wiss. Sekretär)
Prof. Dr. Rainald Becker (Direktor)
Prof. Dr. Victor A. Ferretti (Direktor)
Prof. Dr. Simone M. Müller (Direktorin)

Redaktion: apl. Prof. Dr. Ulrich Niggemann (ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de)
PD Dr. Susanne Friedrich (susanne.friedrich@iek.uni-augsburg.de)
Lisa-Marie Radtke (publikationen@iek.uni-augsburg.de)
Matthias Hoff

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850
E-Mail: sekretariat@iek.uni-augsburg.de

Satz: Lisa-Marie Radtke
E-Mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de
Publikation über OPUS (Online-Publikationsserver) der Universitätsbibliothek Augsburg

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.
Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.
ISSN 1437-270

Mitteilungen

Heft Nr. 29, 2025

Inhalt

EDITORIAL UND BERICHT	7
-----------------------	---

AUFSÄTZE

ABBY GIBBONS	13
Understanding Spatial Meaning through Criminal Transgressions in Early Modern Germany	
ULRICH NIGGEMANN	21
Verflechtung – Transformation – Konflikt. Die Fremdengemeinden im städtischen Raum Londons und Canterburys im 16. Jahrhundert	
SILVIA SERENA TSCHOPP	39
Die Augsburger (Europäische) Kulturgeschichte – ein Rückblick	
MARIAN FÜSSEL	49
Jenseits der Kulturgeschichte? Historisierung, Kritik und Zukunft eines Perspektivwechsels	

REZENSIONEN

Gerd Schwerhoff, Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung (ULRICH NIGGEMANN)	73
Anna-Victoria Bognár, Der Architekt in der Frühen Neuzeit. Ausbildung, Karrierewege, Berufsfelder (FABIAN VORß)	75
Oliver Zimmer, Prediger der Wahrheit. Von der Reformation zur modernen Elitenherrschaft (WOLFGANG E. J. WEBER)	78

Benjamin Seebröker, Interpersonelle Gewalt und gesellschaftlicher Wandel. Lancashire 1728–1830 (MATTHIAS LEHMANN)	80
Lorenz Engi, Die Dramatisierung der Welt. Über Illiberalismus. (WOLFGANG E. J. WEBER)	82
Dino Heicker, Weltgeschichte der Queerness (WOLFGANG E. J. WEBER)	83
Tobias E. Häggerle u. a., Niederösterreich im 18. Jahrhundert (MARION AVERBECK-DOTTER)	84

NEUES AUS DEM IEK

Aktivitäten

Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2024 – Soziale und private Vorsorge im Europa der Vormoderne und des 19. Jahrhunderts – im Schnittfeld Kultur- und Rechtsgeschichte (GEORG OBERMAYER)	91
Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2025 „Zu Tode gesiegt oder quicklebendig? Kulturgeschichte heute“ (ULRICH NIGGEMANN)	96
Friedensmacher, Multiplikatoren und Profiteure. Akteure des Westfälischen Friedenkongresses (TORBEN TSCHIEDEL)	99
Universalistische und Regionalistische Reiche: Die Ideologie der Universalen Herrschaft in der Darstellung der Monarchien in Diachroner Perspektive (CHARALAMPOS CHRYSAFIS)	107
Bauernkrieg 1525. Protagonisten – Medien – Erinnerungskultur (CORINNA MALEK-WAGNER)	110
Reisen ins Osmanische Reich. Interdisziplinäre Perspektiven (SUSANNE FRIEDRICH)	117

Les Journées Bayle, Carla Bayle, 15.–18. Mai 2025 (EVA ROTHENBERGER/DOROTHEA TÄUFER/OLIVER MENTZ/MATTHIAS HOFF)	123
Ausstellung: 500 Jahre Bauernkrieg: Ursachen – Medien – Narrative (MAGDALENA DEIL)	126
Lesekreis Umweltgeschichte (MAXIMILIAN RINGLEB)	130
Neuerscheinungen aus dem IEK	131

PERSONELLES

Direktorium	141
Projektmitarbeiter*innen	144
Gastwissenschaftler*innen	144
Nachruf Dr. Rudolf Freudenberger (Bernd Oberdorfer)	147

Editorial und Bericht

Mit den allmählichen Veränderungen der „Mitteilungen“, insbesondere auch mit der Überführung in ein Online-Format ab 2018, ging auch die Überzeugung einher, die Hefte nicht nur als Medium des wissenschaftlichen Austauschs, sondern auch als Rechenschaftslegung über die Aktivitäten des Instituts für Europäische Kulturgeschichte gestalten zu müssen. Schon immer enthielten die Mitteilungen auch Tagungsberichte sowie Hinweise auf die Publikationstätigkeit des Instituts. Diesen Aspekt möchten wir weiter stärken, auch mit Blick auf die in anderen Zentren und Instituten üblichen Jahresberichte, deren Funktion die „Mitteilungen“ zum Teil übernommen haben. Dabei geht es nicht in erster Linie darum, additiv Einzelaktivitäten aufzulisten, sondern vielmehr darum, einen Einblick in die Entwicklung des IEK zu ermöglichen. Das „Editorial“ soll daher künftig ausführlicher als bisher auch ein Bericht sein, ohne dabei die Berichte zu einzelnen Aktivitäten, die Sie im Berichtsteil der „Mitteilungen“ finden werden, zu ersetzen.

Sehr erfreulich ist, dass der im Jahr 2020 konstituierte wissenschaftliche Beirat des IEK die überaus konstruktive Zusammenarbeit über das Ende der ersten Amtszeit hinaus fortsetzen und uns auch für die nächsten fünf Jahre mit Rat und Tat zur Seite stehen wird. Wir danken Élisabeth Décultot, Christoph Kampmann, Eva-Bettina Krems, Avi Lifschitz und Jakob Vogel für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und für die Bereitschaft weiterhin als Beirat zur Verfügung zu stehen.

In der Mitgliederversammlung vom 17. November 2025 wurde auch das Direktorium in Teilen neugewählt. Silvia Serena Tschopp, die Ende März dieses Jahres in den Ruhestand eingetreten ist, hat bereits im Sommer ihr Ausscheiden aus dem Direktorium verkündet. Bernd Oberdorfer hat sich in diesem Herbst aus dem Direktorium verabschiedet. Beiden sei an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich für ihr langjähriges Engagement gedankt. Simone Müller und Rainald Becker stößen neu hinzu.

Das Jahr 2025 war in vielerlei Hinsicht ein geschäftiges. Im Frühjahr standen zunächst die Erinnerungen an den Bauernkrieg von 1525 im Mittelpunkt. Die Ereignisse, die bereits im Herbst 1524 im Oberrheingebiet und im Schwarzwald ihren Anfang genommen hatten, kulminierten in Oberschwaben ab Februar 1525, so dass die Region zweifellos ab diesem Zeitpunkt zu einem Zentrum der Aufstandsbewegung wurde. Es lag also nahe, dass auch das IEK im Verbund mit dem Bezirk Schwaben, mit der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, dem Historischen Verein für Schwaben sowie mit dem Lehrstuhl für Europäische Regionalgeschichte sowie Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte sowie dem Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit eine Tagung plante, die erfolgreich und gut besucht unter dem Titel „Bauernkrieg 1525: Protagonisten – Medien – Erinnerungskultur“ vom 10. bis 12. März 2025 in der Schwabenakademie Kloster Irsee stattfand. Das IEK übernahm zusammen mit den beiden Lehrstühlen die inhaltliche Verantwortung für die Tagungssektion „Kommunikation – Transfer – Medien“. Hinzu kam noch eine im Rahmen einer Übung erstellte studentische

Ausstellung in der Universitätsbibliothek Augsburg, die anhand von Exponaten aus dem Haus in die Medien und die Erinnerungskultur des Bauernkriegs einführt. Ulrich Niggemann gab überdies einen Sammelband „Der Bauernkrieg von 1525: Staatlichkeit und Ordnungsvorstellungen“ in der beim Nomos-Verlag erscheinenden Reihe „Staatsverständnisse“ heraus, und der Sammelband zur Irseer Tagung wird in der Reihe „Colloquia Augustana“ erscheinen. Somit hat das IEK zweifellos einen Beitrag zur Erinnerung wie auch zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Bauernkrieg geleistet.

Von Bedeutung für die zukünftige Weiterentwicklung des IEK ist zweifellos auch, dass mehrere Seedfunding-Projekte durch die Universitätsleitung bewilligt wurden, deren Ziel die Stärkung von anlaufenden drittmittelfähigen Forschungsprojekten ist. Das gilt zunächst einmal für die einjährige Finanzierung des Projekts „Thinking with Wetlands“, das sich von der Frühen Neuzeit bis in die jüngere Zeitgeschichte mit der Geschichte von Feuchtgebieten und ihrer Wahrnehmung, Gestaltung und Transformation durch menschliche Gesellschaften in Europa beschäftigt. Inzwischen wird hier unter Federführung von Simone Müller und unter Mitwirkung von Ulrich Niggemann, Jana Osterkamp, Lothar Schilling und Jens Soentgen der Vollantrag für eine DFG-Forschungsgruppe vorbereitet. Ein Workshop, der am 9./10. Oktober 2025 am WZU mit auswärtigen Gästen durchgeführt wurde, brachte hierfür noch einmal wichtige neue Impulse.

Ebenfalls aus der Seedfunding-Initiative der Universitätsleitung können zwei weitere umwelthistorische Projekte am IEK durchgeführt werden. Das ist zunächst das von Christopher Schliephake (Lehrstuhl Alte Geschichte) entwickelte Projekt „Antike Wurzeln der Nachhaltigkeit? Hans Carl von Carlowitz, Antikenrezeption und frühneuzeitliche Umweltdiskurse in der *Sylvicultura oeconomica*“. In Zusammenarbeit mit Lothar Schilling und Ulrich Niggemann hat Christopher Schliephake hierzu eine Tagung geplant, die im März 2026 am IEK organisiert wird. Ab Februar 2026 wird auch Charlotte Ladevèze ihr Projekt „Fluvio-Graphie. Literarische Imaginationen des Wassers in technisierten Landschaften (20.–21. Jahrhundert)“ am IEK durchführen.

Das Sommersemester 2025 war am IEK durch eine Vertretung geprägt. Da Ulrich Niggemann in dieser Zeit die Vertretung des Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg übernahm, wurde die Stelle des Geschäftsführenden Wissenschaftlichen Sekretärs von PD Dr. Susanne Friedrich (München) vertreten. In diese Zeit fiel unter anderem der Ausbau der Institutsbibliothek, die sich nun auf zwei Räume (212, 214) erstreckt, wodurch nicht nur Platz für den Zuwachs der Bibliothek geschaffen werden konnte, sondern auch die Nutzung von Raum 214 für Sitzungen und Meetings verbessert werden konnte. Im Laufe des Wintersemesters werden zudem einige in der Vertretungszeit angestoßene Aktualisierungen der Homepage online gehen.

In der Zwischenzeit haben sich unsere beiden Netzwerke, das Netzwerk Umweltgeschichte wie auch das Netzwerk Kommunikationsgeschichte, gut etabliert. Neben regelmäßigen Netzwerktreffen mit Vorträgen und Diskussion sind

auch Mailinglisten eingerichtet worden, die über Aktivitäten, aber auch generell neuere Entwicklungen in den jeweiligen Themenfeldern unterrichten. Die Netzwerke sind auch weiterhin offen für neue Mitglieder.

Die 2024 beschlossene und vertraglich fundierte Kooperation mit Prof. Dr. Dr. Andreas Tacke (Arbeitsstelle Künstlersozialgeschichte an der Universität Trier) manifestierte sich im ersten gemeinsam durchgeführten Philipp-Hainhofer-Kolloquium, das vom 4. bis 6. April 2025 im „UlrichsEck“ in Augsburg stattfand. Es ging um „Reisen ins Osmanische Reich: Interdisziplinäre Perspektiven“. Vom 27. bis 29. März 2026 wird unter dem Titel „Langweilig! Subversive und transformative Ästhetiken des Nichtstuns“ das nächste Hainhofer-Kolloquium im Rahmen dieser Kooperation organisiert.

Auch mit den Kooperationspartnern in Bonn (Zentrum für Historische Friedensforschung) und Osnabrück (Zentrum Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit) fanden wieder gemeinsame Aktivitäten statt. Das jährliche Nachwuchskolloquium „Forschungen zur Frühen Neuzeit“ gastierte in diesem Jahr in Osnabrück und bot wieder reichlich Gelegenheit für wissenschaftlichen Austausch zwischen den Standorten, ein Austausch, der gerade von Promovierenden gern genutzt wurde. Der Sammelband zur 2023 im Rahmen der Kooperation durchgeführten Tagung „Friedensmacher, Multiplikatoren und Profiteure: Akteure des Westfälischen Friedenskongresses“ wird noch in diesem Jahr in der Reihe „Bibliothek Altes Reich“ im DeGruyter-Verlag erscheinen.

Im Rahmen einer Kooperation zwischen dem IEK und IKFN Osnabrück sowie dem Lehrstuhl Geschichte der Frühen Neuzeit an der Philipps-Universität Marburg wurde an der Universität Osnabrück am 26./27. Juni 2025 auch der zweite Teil des Workshops „Politisches Scheitern in der Frühen Neuzeit“ realisiert. Diskutiert wurden v. a. Antizipationen des Scheiterns und ihre Rückwirkung auf das Handeln politischer Akteure.

Daniel Bellingradt und Eva Rothenberger waren ebenfalls federführend an Tagungsprojekten außerhalb Augsburgs beteiligt. Bellingradt veranstaltete zusammen mit dem Institut für Zeitungsforschung in Dortmund (Astrid Blome) eine Tagung zum Thema „Was ist Kommunikationsgeschichte?“, und Eva Rothenberger organisierte an der Maison Pierre Bayle in Carla-Bayle (Frankreich, Département Ariège) „Les Journées Bayle, Colloque international à l'occasion des 35 ans de la Maison Pierre Bayle“.

Auch der Tag der Europäischen Kulturgeschichte konnte in diesem Jahr wieder erfolgreich durchgeführt werden. Angesichts des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte und der fünfunddreißigjährigen Existenz des IEK schien es angemessen unter dem augenzwinkernden Obertitel „Zu Tode gesiegt oder quicklebendig? Kulturgeschichte heute“ Bilanz und Perspektiven der Kulturgeschichte zu diskutieren. Nach Impulsvorträgen von Silvia Serena Tschopp (Augsburg) und Marian Füssel (Göttingen) gab es eine Podiumsdiskussion, die bald in eine allgemeine Diskussion überging und mit Blick auf die Kulturgeschichte optimistisch stimmte. Die beiden Impulsvorträge sind im vorliegenden Heft abgedruckt.

In Zusammenarbeit mit dem IEK veranstalteten Sophia Dafinger, Stephan Paulus und Dietmar Süß am 9./10. Oktober 2025 die Tagung „(Un)verletzte Körper. Versehrtheit und Unversehrtheit in der Moderne“.

Außer den bereits genannten Publikationen sind zwei weitere Veröffentlichungen aus der Arbeit des IEK hervorgegangen, die hier Erwähnung finden sollten. In der Reihe „*Studia Augustana*“ ist jüngst der von Klaus Wolf herausgegebene Band „*Augsburger Medizingeschichte in europäischer Vernetzung*“ erschienen, der Augsburg als vormodernen Druckort medizinischer Abhandlungen konturiert. Aus den beiden Workshops, die 2023 in Amiens und Augsburg durchgeführt wurden, haben Charlotte Ladevèze, Davide Martino und Eva Rothenberger einen Sammelband „*Cultures de l'eau/Wasserkulturen/ Water Cultures*“ zusammengestellt, der in der Reihe „*Cultures & Ecologies*“ erschienen ist.

Wir freuen uns überdies, Ihnen auch dieses Jahr wieder ein gut gefülltes Heft der „Mitteilungen“ bieten zu können. Den Auftakt macht ein Beitrag von Abby Gibbons, die vom 1. Oktober 2023 bis zum 31. Juli 2024 als Gastwissenschaftlerin am IEK tätig war. Gibbons arbeitet derzeit an ihrer PhD-Thesis an der University of Arizona zu Fragen der Gewalt, des Raums und sozialer Netzwerke in Augsburg, Nördlingen und Oettingen. Ihr Beitrag basiert auf dem Vortrag, den sie am 27. Juni 2024 im Rahmen des Nachwuchskolloquiums in Augsburg gehalten hat. Ulrich Niggemann steuert einen Beitrag bei, der 2017 im Rahmen der Tagung „Reformationen finden Stadt“ gehalten wurde und im Nachgang noch einmal die damalige Kooperation mit dem Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung dokumentieren soll. Es geht dabei um die Fremdengemeinden in London und Canterbury und ihren Einfluss auf die städtische Reformation. Die beiden Beiträge von Silvia Serena Tschopp und Marian Füssel hingegen gehen unmittelbar aus dem diesjährigen Tag der Europäischen Kulturgeschichte hervor. Während Tschopp aus einer persönlichen Perspektive die Entwicklung der Kulturgeschichte bilanziert und dabei Akzente gerade auch mit Blick auf die Universität Augsburg setzt, resümiert Füssel die zum Teil heftigen Auseinandersetzungen um die Kulturgeschichte und weist Perspektiven für die Weiterentwicklung aus. Ein Bündel an Rezensionen schließt den wissenschaftlichen Teil des vorliegenden Heftes ab. Der Berichtsteil enthält wieder Einblicke in die Aktivitäten des Instituts, aber auch in personelle Entwicklungen, wobei sich auch Projektmitarbeitende und Gastwissenschaftler vorstellen.

Ihr



Prof. Dr.
Günter Kronenbitter

Ihr



apl. Prof. Dr.
Ulrich Niggemann

AUFSÄTZE

Understanding Spatial Meaning through Criminal Transgressions in Early Modern Germany

ABBY GIBBONS

For eight days straight in 1528 Nördlingen, a group of neighbors experienced the same loud noises that awoke them from their slumber between eleven and twelve o'clock at night. The disgruntled individuals complained to the city about the behavior. The witnesses described the sounds as "knocks," "singing," "screaming," "hitting the house door," and "hummed tunes."¹ Five of the eight witnesses claimed that the noise came from the alley in front of the Hebammen house. Sebastian Maier identified the four men responsible for the noise as Michel Kapp, Simon Umbhenre, Hans Eysste, and "young Hans Springinklee."² His wife, Margret, confirmed these events and did not hear anything further. Night in the sixteenth century meant near total darkness without streetlamps or candles. Craig Koslofsky points to the seventeenth century for the first street lighting, which was "candles or oil-lamps in glass-paned lanterns."³ While anyone out on the streets at night were instructed to carry lanterns, the case did not indicate whether the men had them or not. Given the darkness and minimal light emanating from the lanterns, the recognition of voices and awareness of which neighbors were around provides insight into the communal workings of a neighborhood, the distance the sound traveled, and who was affected by the noise. In short, people knew one another. All of the neighbors who testified pointed to the men being around the Hebammen house, demonstrated a degree of spatial awareness and orientation.

The explicit discussion of the senses, particularly sound, indicated the significant role it played in the case. While this observation may seem obvious considering the nature of the case, it opens questions of which spaces were involved and where the borders of those spaces ended. The neighbors each remained in their own homes, distinct places in Nördlingen, and yet these witnesses joined together for eight days in the space created by the four men, who made transgressive noises in the street. Here, the boundaries of spatial inclusion did not mean the homes or the street, but rather the affection by sound and awareness of disruptions to the peace that was expected in the streets at that hour of night.

My project centrally asks: how do criminal transgressions transform spaces and social networks in sixteenth- and seventeenth-century Germany? I use criminal

¹ StadtANö, R25 F7 Nr. 6, K.A. 1528: "klopft," "gesungen," "geschreien," "in Hofthor geschlagen," and "geprumelt weist". "Zeugen aussagen wegen eines in verubten Lärmens".

² StadtANö, R25 F7 Nr. 6, K.A. 1528.

³ Koslofsky, Evening's Empire, 16.

court cases, tax records, city council minutes, and legal codes in Augsburg and Nördlingen for my research. For this article, I will address some of my preliminary findings as it relates to the question of space and criminal transgressions. I define space as a manifestation of social interactions and physical place created through discourse and actions in which emotional, personal, and sensory perceptions form a meaning that varies by individual and by time. While physical place is important to space creation and the longevity of spatial meaning, its borders do not have to be contained by four walls. What I mean by this is that people who heard, smelled, and saw criminal transgressions and testified as witnesses were often unintentionally brought into a given space due to their line of vision or how far the sounds of the incident carried.

To view this phenomenon in the early modern period, I have selected two case studies to illustrate how space is both fluid and socially defined. Each example focuses on a different crime to illustrate space creation in different contexts. I use examples from Augsburg and Nördlingen, because both cities maintain incredibly rich collections of sixteenth- and seventeenth-century court records. It is also worth noting that no case featured here is the same crime, and in doing so, I hope to showcase how varied the cases could be that link to conceptions of space in the early modern world.

Spatial meaning is not passively or inherently given. Social interaction in conjunction with a physical place builds this meaning that is not static. Different individuals hold different perceptions about certain spaces, and deconstructing spatial meanings leads the historian to multiple possibilities. Space is both an abstract and concrete concept that conveys information about those operating within it but also showcases the ways in which the people themselves defined it according to socio-cultural norms of their time and place. Space, while a social construction, is lived through people and social interactions. Michel de Certeau conceptualizes space as a “practiced place,” existing within a narrative along a series of vectors which convey time, orientation, situation, and function⁴.

I use this definition to emphasize the *practice* contingent upon human relationships and interactions. Without this element, spaces would simply be places.

Literature on space has increased over the last ten years and definitions and theories of it are just as varied. Paul Stock defines space as the “emplacement, distribution, and connection, of entities, actions, and ideas,” and asserts that space is not unbound, but rather “constructed by specific circumstances and perspectives.”⁵

People provide perspectives, conjure ideas, and perform actions that lead to specific sets of circumstances. As will be discussed in this article, the law and legal codes generated spatial meaning that lay dormant until the laws were transgressed upon and represented an ever-constant layer of meaning.

⁴ Certeau, *The Practice of Everyday Life*, 117.

⁵ Stock, *History and the Uses of Space*, 1, 6.

On a macro- and a micro-level of analysis, the discussion of space remains consistent. More recent scholarship on the early modern world has begun emphasizing the porosity of spatial borders and boundaries in conjunction with political movements. Luca Scholz, for instance, argues that politics of mobility and the channeling of people, goods, and ideas through specific paths and safe conduct policies demonstrates that the narrative of state-formation is anachronistic as it is traditionally told. Borders do not possess the same meaning in the early modern world as they do for modernity.⁶ Looking at borders within cities, towns, and communities, the public versus private spaces debate is perhaps one of the most significant for spatial history. The endeavor to understand what constituted public space and what constituted private space in the early modern period transcends fields and applies to gender, economic, social, cultural, and political history, to name a few. Scholars have begun proposing alternative ways to view space, such as Stephen Mileson who suggests the concept of open and closed spaces as a way to show fluidity, particularly with regard to streets.⁷ Increasingly, the dichotomy of public and private disintegrates under contextualized scrutiny.⁸ Similar to the recent destabilization of borders in the context of state-formation, historians point to the intermediary spaces of social interaction, such as household gates, doorways, thresholds, and balconies, that problematized the previously stark border between public and private space.⁹ I take this one step further and use the concept of concealment and seeming-concealment to understand how people moved and operated within the early modern world, rather than rely on the language of the traditional binary at all. In doing so, I emphasize the porosity of spatial borders contingent upon sensory awareness and perception, rather than an all-encompassing theory of defined spatial borders.

If space is the intersection of social interactions and place, then we must define what constitutes a *place*. Riccardo Bavaj argues that place may take three different meanings. First, it could refer to a specific point, defined by longitude and latitude, and “usually conceived of in relation to other locations.” Second, it may indicate a “locale as a setting of social interaction which is historically and culturally conditioned.” In the context of the sixteenth and seventeenth centuries, taverns, markets, and churches were not merely sites connected to a set of geographic points, but ones that were imbued with socio-cultural rituals and interactions. Third, place might relate to the internal “memories, emotions, symbolic meanings, and a sense of belonging.”¹⁰ The second and third definitions that Bavaj provides are tightly interwoven with society and the social, legal, cultural, political,

⁶ Scholz, Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire, 4f.

⁷ Mileson, Openness and Closure in the Later Medieval Village, 14.

⁸ Although, literature discussing private spaces and privacy has maintained the interest of scholars. See for example Green, Spaces of Privacy in Early Modern Dutch Egodocuments, 17–40 and Jütte, The Strait Gate.

⁹ See Laitinen, Order, Materiality, and Urban Space in the Early Modern Kingdom of Sweden; Canepari, Common Places, 464–479.

¹⁰ Bavaj, Introduction: Spatial History. An Expansive Field, 16.

religious, and economical assignment of meanings. I define place along the longitudinal and latitudinal lines, while also acknowledging that space creation must consider bureaucratic and socio-cultural codes as well as personal perceptions that were influenced by those codes.

Augsburg's authorities monitored evening activities, commenting on them both in the legal codes and in the punishment books and official records of the city's judicial offices. According to the 1537 police ordinance, "no innkeeper of a wine, mead or beer tavern shall keep a guest in their taproom at night after the bell has struck nine and later, neither on holidays nor working days, nor shall they serve him."¹¹ This applied throughout the sixteenth- and seventeenth century. In 1612, for example, Hieronymus Kelner was fined one gulden for having a beer after 9 o'clock at night.¹² This was not an uncommon occurrence in the records and serves as just one example of the enforcement of nightly procedure in the early modern period. Darkness did not predetermine legality. The City Council determined when street life of Augsburg became illegal and the times in which certain activities became illicit.

In 1610, Agatha Rüff was accused of infanticide following her arrival in Augsburg from Ulm. In her first interrogation, the interrogators asked questions pertaining to her pregnancy and whether she held her child with her own hands. She testified that on 3 April, she sought refuge at the pilgrim's house in Augsburg, which became a small hospital after its purchase by Martin Zobel in 1578. By 1586, the building contained seventy beds.¹³ Agatha, thus, was not alone in the house. When she entered the poor relief house on the 3rd of April, Agatha had "dropsy and [was] very swollen, also laden with fever and sickness," and she remained in the house for "five weeks."¹⁴ In her first interrogation, Agatha claimed that she did not know she was pregnant. She later confessed to having the child on the 4th of May, and had "last night thrown my child into the closet," where it "cried out three times."¹⁵ A mason, who recovered the child, took the body to be examined. No external wounds were present, and the child was deemed to have suffocated to death.¹⁶ An unnamed maid served as a witness to Agatha's crime that night and testified that she also heard the three cries. The maid claimed that Agatha killed the child between the hours of four and five o'clock in the morning. In the midst

¹¹ Ains Erbern Rats, der Stat Augspurg, Zucht- und Pollicey Ordnung, 14. Aug. 1537, fol. av r: "das kain Wein/ Meth oder Pierschenck/ weder an Feyr/ noch Wercktägen/ bey nächtlicher weil / wann die Glock Neün geschlagen hat / vnd darnach / in iren Wirtsheüsern / ainichen Gast mer halten / setzen / noch ime zutrincken aufragen sollen."

¹² StadtAA, Stadtgericht und Strafamt / Amtsbücher, Nr. 200 (1612), 61.

¹³ Clasen, Armenfürsorge in Augsburg, 81.

¹⁴ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII: "welche selbiger Zeit gar wasser süchtig und sehr geshwollen gewesen, auch mit der hizigen kranckheit beladen, diese Magd seie bei 5. woch[en] Pilgerhauß gelegen."

¹⁵ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII: "hab gestern nachts mein kind (mit ehren zu melden) gleich ins heimlich gemach geworffen" und "drey schrei gethon."

¹⁶ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII.

of the piling evidence, including a doctor's testimony, Agatha came forward, stating she "wants to tell the truth."¹⁷ In her testimonies, she expressed the severe effects of her sickness, and even to the question of the three screams, she claimed that she "did not know at all", particularly, "whether [the child] was alive and whether it cried and what she did thereby".¹⁸ When asked why she did not tell the authorities this before, she responded that "she did not know what she said, only what was thereafter said by the maid."¹⁹ Her awareness of the maid's presence as a witness, while also maintaining innocence up until this point, demonstrated an attempt to conceal her actions, which also included her use of the nighttime darkness. A place constructed for healing transformed into a site of death, encompassing a wider range of places than just the room the baby was killed in. The sounds of crying conveyed by multiple witnesses, thereby widening the spatial parameters to those who heard the cries.

The consistency with which the three cries were used as evidence of the baby's existence testified to the significance of the senses to the understanding of space. For those who witnessed the crime and heard about the incident within its walls, the space that encompassed the pilgrim's house took on a new meaning. The people inside, even if witnesses could not see the child, knew that it was there. Knowledge about the event circulated and resulted in a case with witness statements and understandings of the events that changed the meaning of where the crime took place. The night, while it may have shielded the child from sight, did not conceal its cries. The awareness of the child's presence and the longevity with which Agatha remained at the house altered the meaning given to the space as she became familiar to those around her. Furthermore, those who heard the child's cries were briefly, aurally, and unintentionally brought into Agatha's violent space. How long Agatha had remained at the pilgrim's house and when she entered it were two details that did not go unnoticed by witnesses, because of the nature of the institution. Consequently, the addition of Agatha to the occupants of the pilgrim's house began changing the spatial makeup – defined through social interactions – and transforming its meanings, even prior to the infanticide, especially considering her illness and from where she had come. Infanticide was especially heavily prosecuted following the 1532 *Constitutio Criminalis Carolina*, in which women who committed either infanticide or abortion faced capital punishment.²⁰ To evade this, many women concealed their crime or attempted to conceal their crime through using cover, such as night or seclusion. When we look at those failed attempts evidenced by the extant court records, the places those killings occurred do not necessarily explain how people came to know about it. Only when we

¹⁷ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII: "Sy wölle die warheit sagen."

¹⁸ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII: "Sie wiß ob gar nit" und „ob es lebendig gewesen sye? Und ob es geschreyen hab? Und was sy dabey gethon?“

¹⁹ Agatha Rüff, in: StadtAA, K 157, 1610 7.VII: "Was sie gesagt wiß sie nicht, als was sie darnach von den mägdt gehört."

²⁰ Lewis, Infanticide and Abortion in Early Modern Germany, 1.

expand spatial borders and recognize their porosity can we see the extent to which sound carried with it not only cries from a baby, but awareness of its existence.

Similarly, in Nördlingen, sound carried with it knowledge of transgressions, and spaces expanded from the physical place of a transgression to where that sound traveled and was later recalled in testimonies. Visibility cannot always be considered, and the creation of different perspectives contributes to the idea of varied spatial meanings. For example, on a cold December evening in 1541, Hans Weiler walked home after negotiating with a cloth sheerer and handworker in Nördlingen. On the way, he bought a bottle of wine, which he decided to drink while he walked. At the “seventh hour of the night,” Joachim Haselbeck held a banquet. Passing by his house, Weiler discovered what he thought was a “felt hat” lying on the ground in front of Haselbeck’s house. However, upon picking it up, it was a chamber pot “full of human feces.”²¹ Weiler “let out quite a few evil, scolding words and said other things.”²² Someone in Haselbeck’s house screamed after hearing such insults, and thus, the investigation began. This narrative was Weiler’s account. He pleaded that he did not direct the insults towards Haselbeck’s house and that he felt sorry. The historian turning the page following Weiler’s testimony comes across a series of eight testimonies for the case.

The reason that the category of insult (*Beleidigung*) was applied became more apparent with the later witnesses. Of the eight testimonies pertaining to Weiler’s actions, four men said that they knew nothing of the incident. The other witnesses, however, gave mixed accounts of Weiler’s insults. Barbara Seidenneher acknowledged the role of alcohol, but Weiler, according to her account, did not act solely out of drunken surprise. He “screamed evil scolding words” on a Sunday night.²³ Particularly, Barbara claimed that he “hit a pious woman.”²⁴ While Barbara never gave this woman’s name in her testimony, another woman by the name of Maren Mair came forward to say that he “cursed at her” specifically and called her a “diaper thief.”²⁵ Joachim Haselbeck confirmed that he invited guests, particularly his siblings, to his house on Sunday night. After they finished eating, Hans Weiler appeared in front of Joachim Haselbeck’s wife and called her a “thief and betrayer.”²⁶ Barbara testified that the insult occurred at Teuener’s house where

²¹ Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “vilzhut” and “ein scherben vollen menschen kot gefunden.”

²² Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “Vff sollichs hab er laider etliche böse sheltwort verlauff lassen, und andern gesagt.”

²³ Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “unnd hab hinauf in des Teueners haus talda seinen etlich personen in ainer Gastung beyainand versamelt gewest etlich böse scheltwort geschrien.”

²⁴ Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “ain fromen Frauen geschlagen.”

²⁵ Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “Er hab ine viast geflucht, mitnamen genennt, und Ine ainien Windel dieb gescholt.”

²⁶ Hans Weiller wegen Beleidigung, in: StadtANö, R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541: “als Ime solchs sein weib angezaigt” and “ir dieb und verräter”.

Weiler stood on the roof of the house and where women called up to them in an argument. In none of the other testimonies did mention of Teuener's house appear. Barbara's perception of the crime could be exaggerated or others did not find it relevant to mention. Whatever the case, her mention of this other location built her understanding of the space around her enough to mention to authorities. The key spatial discrepancies in this testimony and Weiler's revolve around which house, where Weiler stood, and what his intentions were. The last testimony came from Lienhart Plaich, who claimed that he was lying in bed at the time, and while he heard Weiler's insulting words, he did not see whether they were directed at Haselbeck's house. What Weiler described as a relatively straight forward case of insult became complicated through an amalgamation of testimonies.

The creation of spatial meaning in these testimonies is rooted in the perceptions of the individuals who witnessed or heard the insult. From Weiler's point of view, he was alone. From the perspective of the women in the house, Weiler sought to verbally wound them because of his drunkenness. From Leinhart Plaich's perspective, he was sleeping and unintentionally was made aware of the events happening in the street enough to testify to what he heard. His involvement was not based on sight, but on sound. He was neither in Haselbeck's house nor in the street, and his sensory awareness of the insult woke him from sleep and briefly brought him into the conflict through knowledge of it. Considering this, the boundaries of space cannot be solely defined by the physical place in which the insult occurred, but must be extended to the range of sensory perceptions. Indeed, if we limit space to the physical place in which the crime took place, do the borders stop at the street? Inside Haselbeck's house? I argue that the localization of spatial meaning in the experiences and testimonies of those that were involved in or witnessed transgressions better illustrates how spaces were constructed in the early modern period. The result is a porosity and ambiguity in spatial borders. In doing so, it illustrates how people functioned during transgressions and how people became aware of the event. All the witnesses, accused, and victims created the space of the crime, even if this space consisted of multiple physical places. Furthermore, participation – whether voluntarily or involuntarily – in the events of that night created a new web of individuals bound together as a result of legal proceedings and the consequences of one man breaking the law. Space, in this sense, contained multiple meanings and layers depending on the perspective of the individual and the legal codes which governed the cities.

In conclusion, spatial boundaries cannot be beholden solely to physical places. One must also consider the social interactions required to give space its meaning and who, therefore, interacted with a given space. The transmission of knowledge through the senses, such as sight and sound, demonstrate that people, who were not necessarily in the same physical place in which the transgression occurred, still experienced the transgression to a degree that allowed them to testify their knowledge and to provide a different definition of the transgressed space rooted in their perceptions. Because of the multiplicity of those spatial perceptions, it is not

possible to assign one, uniform meaning to any given space due to the number of actors – legal and personal – perceptive at the time of a transgression.

Bibliography

Sources

- Stadtarchiv Augsburg (StadtAA) 001 Stadtgericht und Strafamt – Amtsbücher, Nr. 200 (1612); Agatha Rüff, K 157, 1610 7.VII.
Stadtarchiv Nördlingen (StadtANö), R25 F7 Nr. 6, K.A. 1528; R25 F8 Nr. 3, K.A. 1541.
Ains Erbern Rats, der Stat Augspurg, Zucht- und Pollicey Ordnung, Augsburg 1537 (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sign.: 2 Aug 243 -7).

Literature

- Bavaj, Riccardo, Introduction: Spatial History. An Expansive Field, in: Riccardo Bavaj [u. a.] (ed.), Doing Spatial History, London 2021, 1–36.
- Canepari, Eleonora, Common Places. Sharing Spaces in Early Modern ‘Ordinary’ Households, in: European History Quarterly 51 (4) (2021), 464–479.
- Certeau, Michel de, The Practice of Everyday Life, 1984.
- Clasen, Claus-Peter, Armenfürsorge in Augsburg vor dem Dreißigjährigen Krieg, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 78 (1984), 65–115.
- Green, Michaël, Spaces of Privacy in Early Modern Dutch Egodocuments, in: TSEG – The Low Countries Journal of Social and Economic History 18 (3) (2021), 17–40.
- Jütte, Daniel, The Strait Gate. Thresholds and Power in Western History, New Haven 2015.
- Koslofsky, Craig, Evening’s Empire. A History of the Night in Early Modern Europe, Cambridge 2015.
- Laitinen, Riita, Order, Materiality, and Urban Space in the Early Modern Kingdom of Sweden, Amsterdam 2017.
- Lewis, Margaret, Infanticide and Abortion in Early Modern Germany, New York 2016.
- Mileson, Stephen, Openness and Closure in the Later Medieval Village, in Past and Present 234 (2017), 3–37.
- Scholz, Luca, Borders and Freedom of Movement in the Holy Roman Empire, Oxford 2020.
- Stock, Paul, History and the Uses of Space, in: Paul Stock (ed.), The Uses of Space in Early Modern History, New York 2015, 1–18.

Verflechtung – Transformation – Konflikt

Die Fremdengemeinden im städtischen Raum Londons und Canterburys im 16. Jahrhundert¹

ULRICH NIGGEMANN

Von Beginn an waren reformatorische Impulse und Anliegen mit Phänomenen der Migration verbunden. Menschen, die sich der Reformation zuwandten, Kritik an der römischen Kirche äußerten und reformatorische Ideen verbreiteten, mussten vielfach vor Verfolgung fliehen und sich auf Wanderschaft begeben. Und auch dort, wo Reformationsversuche sich durchsetzten, wo Klöster aufgelöst und Kirchenbesitz enteignet wurden, folgten vielfach Auswanderungen. Migrationsbewegungen aufgrund von Glaubensdifferenzen verstärkten sich im Zuge der Verfestigung distinkter Konfessionskulturen und obrigkeitlich forcierter Homogenisierungstendenzen sogar und reichten bis ins 18., teilweise sogar bis ins 19. Jahrhundert. Soweit sie größere Gruppen betrafen, sind sie insgesamt gut bekannt und werden zumeist unter der Begrifflichkeit der „Glaubensflucht“ oder „Konfessionsmigration“ behandelt.² Dabei stellt freilich der die Phänomene ordnende und kategorisierende Begriff der „Glaubensflucht“ bzw. „Konfessionsmigration“ selbst eine nicht unproblematische Tradierung konfessioneller Selbstzuschreibungen dar, dessen eigentliches Proprium weniger in der Sache als eben in jenen Selbstzuschreibungen liegt.³

Während also Migration als Folge reformatorischer Übergänge und Transformationsprozesse vielfach thematisiert wurde, stand die Frage nach der Bedeutung von Migration für die Ausformung und Umsetzung von Reformationsversuchen noch weit weniger im Mittelpunkt des Interesses. Zugleich und damit im Zusammenhang stehend erscheint Reformationsgeschichte erst in Ansätzen als Verflechtungs- oder Transfersgeschichte. Vielmehr wird sie gerade in Deutschland noch immer vor

¹ Der vorliegende Beitrag ist die Schriftfassung eines Vortrags, den der Verfasser im Rahmen der Tagung „Reformationen finden Stadt“ gehalten hat. Die Tagung wurde als Kooperationsveranstaltung zwischen dem Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung e.V. und dem Institut für Europäische Kulturgeschichte vom 17. bis 19. November 2017 in Augsburg durchgeführt. Als verspätete Dokumentation der damaligen Veranstaltung wird dieser Text nun in unveränderter Form an dieser Stelle vorgelegt – die seither erschienene Literatur konnte leider nicht mehr eingearbeitet werden.

² Vgl. zum Phänomen insgesamt Schunka, Konfession, Staat und Migration in der Frühen Neuzeit, 117–169; die Beiträge in Bahleke (Hrsg.), Glaubensflüchtlinge; sowie Jürgens/Weller (Hrsg.), Religion und Mobilität. Eine systematische Annäherung an den Begriff bei Schilling, Die niederländischen Exulanten des 16. Jahrhunderts, 67–78. Überblick über die neueste Forschung bei Niggemann, Migration in der Frühen Neuzeit, 298–305.

³ Niggemann, Glaubensflucht als Migrationstyp?, 46–68. Zur Kritik an der Begrifflichkeit vgl. schon Schunka, Glaubensflucht als Migrationsoption, 547–564.

allem als nationales Ereignis erinnert und thematisiert, während die transnationalen europäischen Zusammenhänge oft unbeachtet bleiben.⁴ Insbesondere der Blick auf die Migrationsprozesse könnte hier neue Perspektiven ermöglichen.

Die Exilerfahrung prägte zum Teil die Glaubensinhalte mit, und zugleich trugen Migration und Exil zur Verflechtung europäischer Reformationen bei, lösten einen immensen (Re-) Transfer von theologischen Lehrsätzen und Ideen aus. Dabei war insbesondere der Calvinismus inhaltlich mit Erfahrungen von Migration und Exil verbunden. Führende Köpfe der Genfer Reformation wie Guillaume Farel, Jean Cauvin oder Théodore de Bèze waren Exilanten und wirkten aus dem Genfer Exil insbesondere nach Frankreich, aber auch in die Niederlande hinein.⁵ Tatsächlich tritt gerade im Calvinismus diese „Exulantentheologie“, wie Heinz Schilling sie einmal bezeichnet hat, sehr deutlich hervor.⁶ Geert Janssen hat die Bedeutung der Remigration protestantischer wie katholischer Flüchtlinge in die nördlichen beziehungsweise südlichen Niederlande und ihre Bedeutung für die Herausbildung distinkter konfessioneller Identitäten betont.⁷

Dennoch wird man insgesamt konstatieren können, dass Migration als wesentlicher Faktor von Verflechtungs- und Austauschprozessen in reformatorischen Kontexten noch zu wenig beachtet worden ist. Dies wird besonders deutlich, wenn sich die Untersuchung auf städtische Räume fokussiert, insofern sich im städtischen Raum eher als auf einer breiteren territorialen Ebene die konkreten Transferprozesse beobachten lassen. Das englische Beispiel verweist dabei auf einige Besonderheiten. Nicht nur ist die Reformationsgeschichte Englands sehr stark von der langwierigen Herausbildung eines spezifischen kirchlichen Profils geprägt, ein Prozess, der mindestens vom Henricianischen Bruch mit Rom über die Edwardianische Reformation, die Marianische Restauration bis ins *Elizabethan Settlement* reicht.⁸ Das gilt noch darüber hinaus bis in die frühe Stuartzeit mit den Auseinandersetzungen um die Reformen von William Laud, die *Commonwealth*-Ära mit der faktischen Abschaffung der Anglikanischen Kirche, aber auch die Restauration und die Phase nach der *Glorious Revolution* mit ihren Kämpfen zwischen *High-Church*- und *Low-Church*-Anglikanern.

Der vorliegende Beitrag fokussiert auf die Entwicklungen im 16. Jahrhundert, namentlich unter Eduard VI., Maria I. und Elisabeth I. Besonders interessant sind

⁴ Vgl. dazu insbesondere Pohlig, Jubiläumsliteratur?, 251f.; Pohlig, The World is Not Enough, 63–73; sowie Benedict, Global?, 52–62. In Ansätzen zu England s. nun immerhin die Beiträge in Ha/Collinson (Hrsg.), *The Reception of Continental Reformation in Britain*.

⁵ Cottret/Theis, Calvin und Frankreich, 51–56; sowie Boisson/Daussay, *Les protestants dans la France moderne*, 43–53.

⁶ Schilling, Peregrini und Schiffchen Gottes, 160–168.

⁷ Janssen, The Dutch Revolt and Catholic Exile in Reformation Europe.

⁸ Zur Reformation in England überblicksartig Collinson, England IV: Reformationszeit, 636–642; Lienhard, Die Ausbreitung der lutherischen Botschaft, 748–752; Barrie-Curien, Die anglikanische Reformation, 191–238; Collinson, Europe in Britain; Marshall, Reformation England; Heal, Reformation in Britain and Ireland; Voltmer, England (mit Wales), Irland und Schottland, 232–248; sowie Milton (Hrsg.), *The Oxford History of Anglicanism*.

hier die Vorgänge in London und Canterbury. London (Westminster eingeschlossen) war nicht nur die Hauptstadt, die gerade im Zuge der Reformation eine besondere, vorbildhafte Bedeutung erlangte, sondern auch die mit Abstand größte Metropole des Landes, deren Bevölkerungswachstum schon von Zeitgenossen kommentiert und bisweilen gefürchtet wurde. Um 1500 lebten vermutlich rund 50.000 Menschen innerhalb der Stadt mit ihren „liberties“ und dem angrenzenden sehr viel kleineren Westminster. Am Ende des Jahrhunderts waren es 141.000.⁹ Canterbury hingegen war mit rund 5.000 Einwohnern deutlich kleiner, war jedoch als kirchliches Zentrum des Landes bedeutend, da es Sitz des Erzbischofs und Primas von England war.¹⁰ Anhand der Beispiele London und Canterbury wird gezeigt, wie ein kontinentaler, wesentlich reformiert geprägter Exilprotestantismus auf ein im Entstehen begriffenes Anglicanisches Kirchenwesen traf und welche Folgen dies zeitigte. In einem ersten Schritt wird die englische Reformation und ihre Auswirkung im städtischen Raum skizziert; im zweiten Schritt steht die Präsenz der Fremdengemeinden im Mittelpunkt, um schließlich deren Funktionen und die spezifisch trans(-re-)formatorischen Wirkungen dieser Fremdenkirchen darstellen zu können. Diese Ausführungen beschränken sich angesichts des bescheidenen Umfangs der existierenden Forschungsliteratur darauf, Fragen aufzuwerfen und Perspektiven anzudeuten, um so einen Beitrag zur weiterführenden Grundlagenforschung zu leisten.

1. Die Anglicanische Reformation in der Stadt: London und Canterbury

Abgesehen von noch existenten Resten der lollardischen Bewegung im ländlichen England, aber auch in London,¹¹ und humanistischer Kirchenkritik¹² lassen sich seit Beginn der 1520er Jahre im Königreich einige von lutherischen Schriften induzierte reformatorische Bestrebungen nachweisen. Es sei hier nur an die Bibelübersetzung von William Tyndale (1525/1526) erinnert, die unter lutherischem

⁹ Brigden, London and the Reformation, 133. Zur demografischen Entwicklung vgl. auch Buchholz/Ward, London, 64–70; Clay, Economic Expansion and Social Change, 197–213; und klassisch, wenn auch chronologisch versetzt einsetzend: Brett-James, The Growth of Stuart London.

¹⁰ Zur Situation der Stadt Magen, Die Wallonengemeinde, 51–56; zu den Bevölkerungszahlen Clay, Economic Expansion and Social Change, 166; zu den Spezifika der Anglicanischen Reformation z.B. Cameron, The European Reformation, 392–396.

¹¹ Zur Lollardenbewegung vgl. Barrie-Curien, Die Lollarden, 447–460; zu deren Bedeutung für die frühe Reformation Lienhard, Die Ausbreitung der lutherischen Botschaft, 748f.; Sheppard, London, 149; Marshall, Reformation England, 15–19; sowie mit Blick auf London Brigden, London and the Reformation 86–106.

¹² Marshall, Reformation England, 11–15; Brigden, London and the Reformation, 68–81; Guy, Tudor England, 118f.

Einfluss entstand.¹³ Entscheidend für die englische Reformation war aber zunächst einmal die Kirchenpolitik, wobei der Streit zwischen König Heinrich VIII. und dem Heiligen Stuhl wegen der Auflösung seiner Ehe mit Katharina von Aragón eigentlich nur den unmittelbaren Anlass bildete.¹⁴ Im Kern ging es um Fragen der Eigenständigkeit der englischen Kirche, um die Ablehnung römischer Einflussnahmen bis in dynastische Fragen hinein und um den Zugriff der Krone auf das Kirchengut – alles Fragen, die sich so oder ähnlich auch in anderen Herrschaften stellten. Dies bedeutet keineswegs, dass genuin religiöse Gewissensfragen in der Eheauflösungssaffäre keine Rolle spielten, doch sie sind einzubetten in die langfristigen Entwicklungen, wie wir sie etwa auch in Frankreich finden.¹⁵ Die Loslösung von Rom mit einer Reihe gesetzgeberischer Maßnahmen, etwa der *Act in Restraint of Appeals* (1533) und der *Act of Supremacy* (1534), ging in England jedenfalls einer theologischen Profilbildung voraus.¹⁶ Während der König letztlich in seiner Position unscharf und tendenziell altgläubig blieb, gelangten eindeutiger reformatorisch gesinnte Akteure wie Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury (1533–1555), in einflussreiche Positionen und konnten der englischen Kirche teilweise gegen den Widerstand des Parlaments und weiter Teile der Bevölkerung – ein stärker reformatorisches Gepräge im Sinne insbesondere der oberdeutschen Reformation geben.¹⁷

Ein äußerlich wahrnehmbarer, zudem sehr konfliktreicher und sozialhistorisch folgenreicher Vorgang war die Aufhebung der Klöster und die Enteignung des geistlichen Grundbesitzes durch die Krone. Dieser Vorgang verlief keineswegs geradlinig, sondern hatte verschiedene Auslöser und ging von unterschiedlichen Akteuren aus. So verwies etwa eine Petition des Parlaments aus dem Jahr 1529 auf die Wiederbelebung älterer Ressentiments und stellte konkret den Kirchenbesitz zur Disposition. Ab 1536 gingen Unterhaus und Krone mit der *Dissolution Bill* ernsthaft gegen die Kirchengüter vor. Insbesondere Thomas Cromwell wurde zu

¹³ Vgl. Guy, Tudor England, 120–122; Marshall, Reformation England, 29f.; Lienhard, Die Ausbreitung der lutherischen Botschaft, 749–751; Brigden, London and the Reformation, 106–118; Shagan, The Emergence of the Church of England, 28–44, 32f.; und mit Fokus gerade auf die erinnerungskulturellen Aspekte Ohst, 324–326.

¹⁴ Dazu aus der Fülle der Literatur: Barrie-Curien, Die anglikanische Reformation, 194–199; Marshall, Reformation England, 26–57; Shagan, The Emergence of the Church of England; Voltmer, England (mit Wales), Irland und Schottland, 235f.; Heal, The English, Scottish, and Irish Reformations, 233–252; dies., Reformation in Britain and Ireland, 115–151.

¹⁵ Zu dieser Problematik etwa Barrie-Curien, Die anglikanische Reformation, 200; und zur wohl auch ernstzunehmenden Gewissensfrage Erbe, Heinrich VIII., 30–46, 36f.; sowie Guy, Tudor England, 116f. Zu den frühen Formen des Gallikanismus vgl. Rapp, Die Länder der westlichen Christenheit, 348–355; Châtellier, Gallikanismus I, Sp. 274–279; sowie Klüting, Das Konfessionelle Zeitalter, 109f.

¹⁶ Barrie-Curien, Die anglikanische Reformation, 199–203; Heal, Reformation in Britain and Ireland, 117–125; und immer noch wichtig Elton, Reform and Reformation.

¹⁷ Zu Cranmer vgl. die Biografie von MacCulloch, Thomas Cranmer. Außerdem Magen, Die Wallonengemeinde, 17–26; Brigden, London and the Reformation, 219.

der Triebkraft der Klosterauflösung.¹⁸ Die Folge war eine gewaltige Umverteilung von Landbesitz, denn die Krone verkaufte oder verpachtete große Teile der ehemaligen Klosterländereien an Angehörige der *Gentry*, also des niederen Adels, von denen viele dadurch enormen Besitz akkumulieren konnten und an Einfluss gewannen.¹⁹

Für uns entscheidend ist, dass auch in den Städten eine solche Umverteilung stattfand. Vor 1535 war fast die Hälfte des Grund und Bodens der *City of London* sowie der unmittelbar angrenzenden Gebiete in kirchlichem Besitz. Mehr als dreißig Klöster und religiöse Häuser bestanden in der vorreformatorischen Stadt, dazu über hundert Pfarrkirchen und die St.-Pauls-Kathedrale.²⁰ Im Oktober 1538 mussten die großen Klöster der *Crutched Friars* (Kreuzherren), der *Austin Friars* (Augustiner), der *Black Friars* (Dominikaner) und der *White Friars* (Karmeliter) in städtischen Besitz übergeben werden.²¹ Mit der Enteignung konnten sich adelige Grundbesitzer und Patrizier Grundstücke innerhalb der Stadtmauern sowie außerhalb davon aneignen.²² Das enorme Wachstum Londons, der Ausbau insbesondere der Flächen westlich der *City*, Richtung Westminster im 17. und 18. Jahrhundert hat hierin seine Grundlage, denn erst durch diesen Aufkauf von Land konnten wohlhabende *Gentry*- und Bürgerfamilien hier ihre komfortablen Stadthäuser errichten.²³ Auch die Krone nutzte diese Chance zur Ausbreitung und Umgestaltung – Heinrich VIII. ließ auf dem Grund eines ehemaligen Leprosen-Hospitals den St. James's-Palace errichten, und York Place, die Residenz von Thomas Wolsey, Lordkanzler von 1515–1529, wurde zum Whitehall Palace ausgebaut, so dass der alte Westminster Palace nun der ausschließlichen Nutzung durch das Parlament überlassen werden konnte.²⁴

In Canterbury war der Umbruch ebenfalls einschneidend. Hier wurden ebenfalls Klöster aufgelöst, insbesondere die bedeutende Abtei St. Augustines, die als eine der reichsten in England galt. In der Kathedrale wurde der Schrein des als Heiliger verehrten Thomas Beckett zerstört und die Juwelen nach London gebracht. Damit endeten auch die Pilgerfahrten nach Canterbury, die stets auch ein Wirtschaftsfaktor gewesen waren.²⁵ Was allerdings blieb, war die Kathedrale mit ihrem abgeschlossenen Kathedralbezirk. Die englische Kirche blieb ja eine

¹⁸ Heal, Reformation in Britain and Ireland, 140–148. Die wohl immer noch ausführlichste, wenn auch parteilich-katholische Darstellung bei Gasquet, Henry VIII. and the English Monasteries (erstmalis 1886–1887).

¹⁹ Vgl. überblicksartig Clay, Economic Expansion and Social Change, 144–158. Als Forschungsthese immer noch diskutiert Tawney, The Rise of the Gentry, 1–38.

²⁰ Sheppard, London, 149; Brigden, London and the Reformation, 6.

²¹ Brigden, London and the Reformation, 293f.

²² Ebd., 293.

²³ Dazu Bucholz/Ward, London, 55–57.

²⁴ Ebd., 56 und 58.

²⁵ Vgl. etwa Brigden, London and the Reformation, 291f.; Magen, Die Wallonengemeinde, 55.

Episkopalkirche, und Canterbury behielt seine Bedeutung als Sitz des Erzbischofs und Primas von England.²⁶

Die Auflösung der Klöster und die damit einhergehende Umverteilung von Besitz ist freilich nur ein Aspekt der städtischen Reformation. Auch für London und Canterbury trifft zu, was für andere Städte in der Reformationszeit gilt: Die gesamte sakrale Konnotation des Raumes wurde verändert. Die zahlreichen Kreuze, die allgegenwärtigen Heiligen- und Marienbilder verschwanden weitgehend aus den Straßen. Der städtische Raum wurde entsakralisiert sowie weitgehend umcodiert.²⁷

2. Fremde in der Stadt: Die Etablierung niederländischer Fremdengemeinden

Mit der Abkehr von der römischen Kirche und einer zumindest äußerlichen Hinwendung zur Reformation wurde England als Zufluchtsland von auf dem Kontinent verfolgten Protestanten attraktiv. Auch hier gilt wieder die übliche Vorsicht: Es wäre grundsätzlich problematisch, religiöse und weltliche Motive gegeneinander ausspielen oder überhaupt individuelle Motive für die Wanderungsbewegungen ergründen zu wollen.²⁸ Selbstverständlich sind solche Bewegungen stets in größere Zusammenhänge und vorhandene Strukturen einzubetten. Dass es bereits eine beträchtliche niederländische und niederdeutsche Präsenz in englischen Städten gab²⁹, dürfte sicher ein wichtiger Faktor für die Zuwanderung gewesen sein, die eben nie eindeutig nur konfessionell war, sondern immer auch mit Fragen des ökonomischen Überlebens in der Fremde zusammenhing.³⁰ Eine saubere Trennung von konfessionell bedingter beziehungsweise ökonomisch motivierter Migration ist daher schlicht nicht möglich.

Die Verfolgungen in den Niederlanden, die unter Karl V. einsetzten und unter dem Herzog von Alba in Folge des Beginns der Heckenpredigten und des Bildersturms im Jahre 1566 eine neue Intensität erreichten³¹, trugen ebenso zu einer massiven Fluchtbewegung von vor allem reformierten Protestant aus den Niederlanden bei. Während ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Auswanderer in

²⁶ Dazu Magen, Die Wallonengemeinde, 55.

²⁷ Vgl. zur vorreformatorischen Situation auch Brigden, London and the Reformation, 6–12.

²⁸ Vgl. dazu besonders die kritischen Bemerkungen bei Schunka, Konfession, Staat und Migration in der Frühen Neuzeit, 125–129, 168f.

²⁹ Dazu etwa Cunningham, Alien Immigrants to England; Schulte Beerbühl, Deutsche Kaufleute in London; Fagel, The Netherlandish Presence in England, 7–16.

³⁰ Mit Blick auf die Hugenotten, die seit den 1680er Jahren Frankreich verließen und sich in den Niederlanden ansiedelten, Linden, Experiencing Exile, 25–38.

³¹ Vgl. zu den Ereignissen des niederländischen Aufstands einführend Parker, The Dutch Revolt; Lem, Opstand!; sowie aus einer eher kommunikationswissenschaftlichen Perspektive Maczkiewitz, Der niederländische Aufstand gegen Spanien; sowie im Vergleich mit den französischen Bürgerkriegen Benedict [u. a.], Reformation, Revolt and Civil War.

die rheinischen Städte Köln, Aachen, Wesel, darüber hinaus auch nach Frankfurt, Hanau oder Emden zog, gelangten mehrere Tausend auch nach England. Um die 5.000 Niederländer, so schätzt man, hielten sich in der Folge in London auf. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den niederländisch bzw. flämisch sprechenden Gruppen und den frankophonen Wallonen³², zu denen im Zuge der gewaltsamen Konflikte in Frankreich seit 1562 französische Hugenotten stießen.³³

Die Präsenz von Fremden war bereits im Spätmittelalter durchaus konfliktreich gewesen und hatte zu einer Reihe gesetzgeberischer Maßnahmen geführt. So wurde beispielsweise die Zahl der in von Fremden errichteten Handwerksbetrieben tätigen Gesellen reguliert und die Zunftzugehörigkeit festschrieben.³⁴ Diese Statuten wurden bis ins späte 17. Jahrhundert immer wieder herangezogen, um eine Expansion von Betrieben zu unterbinden, die von Zuwanderern eingerichtet worden waren.³⁵ Immer wieder kam es aber gerade im Kontext der Niederlassung von vom Kontinent geflüchteten Protestanten zu Widerständen von Handwerksgesellen. In London, Norwich, Canterbury und anderen Städten sahen diese in der Ansiedlung von neuen Handwerksbetrieben eine Gefahr für die korporativen Privilegien und den „Nahrungsschutz“ im städtischen Handwerk.³⁶

Die protestantischen Flüchtlinge vom Kontinent bildeten somit auch einen Faktor, der Konflikte verursachte und der innerhalb der städtischen Gesellschaft und ihrer an der Hausnotdurft orientierten Ökonomie als problematisch empfunden wurde. Schwieriger einzuschätzen ist die Konflikthaftigkeit fremder religiöser Praktiken und der Glaubensvorstellungen als solcher.³⁷

3. Die Fremdenkirchen als „model churches“?

Seit den 1540er Jahren entstanden in London und Canterbury protestantische Fremdengemeinden, die freilich in einer rechtlichen Grauzone aktiv waren. 1550 erhielt die Fremdengemeinde in London jedoch eine *Charter* Eduards VI. und

³² Zu den niederländischen Exulanten generell Schilling, Niederländische Exulanten. Speziell zur Ansiedlung in England Cunningham, Alien Immigrants to England, 137–189; Magen, Die Wallonengemeinde; Eßer, Niederländische Exulanten. Zur fremden Kaufmannspräsenz mit weiteren Literaturhinweisen: Schulte Beerbühl, Deutsche Kaufleute in London, 27.

³³ Zu den französischen Bürgerkriegen oder Religionskriegen vgl. Holt, The French Wars of Religion; Boisson/Daussys, Les protestants dans la France moderne, 113–146; sowie Roux, Les guerres de Religion.

³⁴ Vgl. zu den Einschränkungen ausländischer Handwerker etwa Statt, The City of London, 45–61.

³⁵ Dazu etwa Niggemann, Immigrationspolitik zwischen Konflikt und Konsens, 340f.

³⁶ Zu den Konflikten vgl. z.B. Cunningham, Alien Immigrants to England; 160–171; Cottret, The Huguenots in England, 54–65.

³⁷ Vgl. zu dieser Einschätzung für die Hugenotteneinwanderung des 17. Jahrhunderts Niggemann, Immigrationspolitik zwischen Konflikt und Konsens, 439–526.

damit eine offizielle Existenz.³⁸ Die Gemeinde war faktisch in eine niederländische und eine wallonische Gemeinde geteilt und bot Gottesdienste in beiden Sprachen an. Die Fremdengemeinde konnte dank der *Charter* die *Austin Friars Church*, also die Kirche des 1538 aufgelösten Augustinerklosters beziehen und vier Pastoren unterhalten, je zwei französischsprachige und zwei niederländische.³⁹ Die französischsprachige Teilgemeinde, die als wichtigste Auffangstation für die große Einwanderungswelle Ende des 17. Jahrhunderts fungieren sollte⁴⁰, übernahm ab 1580 die *St-Anthony's-Church* in der Threadneedle Street.⁴¹ In Canterbury existierte eine französischsprachige reformierte Fremdengemeinde offiziell ab 1575. Sie hielt ihre Gottesdienste in der Krypta der Kathedrale ab, wo sie bis heute angesiedelt ist.⁴²

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist freilich die Struktur der Fremdenkirchen, die sich grundlegend von der entstehenden Anglikanischen Kirche unterschied. So wurde etwa die Fremdengemeinde in London nicht dem Bischof von London unterstellt, sondern einem Superintendenten. In der *Charter Eduards VI.* von 1550 heißt es ausdrücklich, „that the said superintendent, and ministers shall be in fact, and in name, a body incorporated and politic in it self“.⁴³ Sie bildeten also eine eigenständige, nur dem König unterstellte Korporation mit weitreichenden Rechten. Diese werden im Anschluss aufgezählt: „we hereby grant to the said superintendent and ministers, and to their successors, full licence, power and authority to increase, and make greater numbers of ministers, to name them, and appoint from time to time such and similar ministers, to serve in the temple“.⁴⁴ Die Gemeinde erhielt also Selbstverwaltungsrechte, sie konnte anders als die Gemeinden in der episkopal strukturierten Anglikanischen Kirche ihre Prediger wählen und ihre Zahl erweitern sowie, wie es im Folgenden heißt, sogar einen neuen Superintendenten selbst wählen. Als erster Superintendent wurde indes Johannes a Lasco ernannt, ein aus dem polnischen Adel stammender reformierter Geistlicher, der offenbar erheblichen Einfluss bereits auf die Ausformulierung des Privilegs hatte.⁴⁵

³⁸ Dazu etwa Cottret, *The Huguenots in England*, 33–41; Becker, *Gemeindeordnung und Kirchenzucht*, 261f. Abdruck der *Charter* bei Cottret, *The Huguenots in England*, 271–273.

³⁹ Vgl. Cunningham, *Alien Immigrants to England*; 155; Cottret, *The Huguenots in England*, 36; Becker, *Gemeindeordnung und Kirchenzucht*, 261f.

⁴⁰ Vgl. z.B. Hands/Scouloudi, *French Protestant Refugees*; Thorp, *The English Government*, 70; Niggemann, *Immigrationspolitik zwischen Konflikt und Konsens*, 166.

⁴¹ Cunningham, *Alien Immigrants to England*, 155; Magen, *Die Wallonengemeinde*, 39; Cottret, *The Huguenots in England*, 36.

⁴² Dazu Magen, *Die Wallonengemeinde*, 109–111.

⁴³ Zitiert nach Cottret, *The Huguenots in England*, 272. Zur Superintendentur Magen, *Die Wallonengemeinde*, 62; Gwynn, *Huguenot Heritage*, 57f.; Becker, *Gemeindeordnung und Kirchenzucht*, 261f.; Strohm, *Discipline and Integration*, 25.

⁴⁴ *Charta Eduards VI.* zitiert nach Cottret, *The Huguenots in England*, 273.

⁴⁵ Ebd., Vgl. zur Bedeutung a Lascos: Becker, *Gemeindeordnung und Kirchenzucht*, 259–267; Springer, *Restoring Christ's Church*, 77–93.

A Lasco erarbeitete eine Kirchenordnung für die Gemeinde, die ein Presbyterium bildete, das aus Predigern, Ältesten und Diakonen bestand, also sich weitgehend nach dem Genfer Vorbild und dem anderer reformierter Gemeindegründungen richtete.⁴⁶ Die Superintendentur bildete zugleich auch ein den Gemeinden übergeordnetes, regulierendes Element.

Mit der 1553 erfolgten Aufhebung der Gemeinden durch Maria I. wanderten viele der in England ansässigen vom Kontinent stammenden Protestantten wieder dorthin zurück, insbesondere nach Emden, Wesel, Frankfurt, aber auch nach Basel oder Genf gingen viele.⁴⁷ Johannes a Lasco selbst ließ sich in Emden nieder, wo er die dortige reformierte Kirchenordnung wesentlich mitprägte und seine Ekklesiologie in der „*Forma ac Ratio*“ begründete.⁴⁸

Nach dem Regierungsantritt Elisabeths I. konnte sich die Gemeinde neu konstituieren und die Königin bestätigte weitgehend das Privileg Eduards VI.⁴⁹ Sogar das Amt der Superintendentur wurde formal beibehalten, jedoch nun dem Bischof von London, Edmund Grindal, überantwortet, so dass fortan zwar nicht formal, aber faktisch die Fremdengemeinde dem örtlichen Bischof untergeordnet war.⁵⁰ In der Folge entstand immerhin mit dem *Coetus* eine Art Synode, die als gemeinsame Plattform der niederländischen und wallonisch-französischen Fremdengemeinden fungieren konnte und somit auch gegenüber dem Bischof eine Interessenvertretung darstellte.⁵¹

Das alles ist weitgehend bekannt, Ferdinand de Schickler hat diese Entwicklungen schon im 19. Jahrhundert in seiner dreibändigen Arbeit „*Les Eglises du Refuge en Angleterre*“⁵² dargestellt, zahlreiche weitere Studien von William Cunningham⁵³, Beate Magen⁵⁴, Robin Gwynn⁵⁵, Raingard Eßer⁵⁶ bis hin zu der jüngsten Darstellung der Kirchenordnungen Johannes a Lascos von Judith Becker⁵⁷ haben das hinreichend vertieft. Für einige wenige weiterführende Überlegungen wird in Folge an einen Hinweis von Frederick Norwood angeknüpft, der die Fremdenkirchen als „model churches“ charakterisiert hat und damit den

⁴⁶ Vgl. Strohm, Discipline and Integration, 28–31; sowie Springer, Restoring Christ’s Church, 41–58.

⁴⁷ Vgl. z.B. Gwynn, Huguenot Heritage, 59; Becker, Gemeindeordnung und Kirchenzucht, 26ff.; Jürgens, Die Vertreibung der reformierten Flüchtlingsgemeinden, 13–40.

⁴⁸ Lasco, *Forma ac ratio*. Zum Text auch Springer, Restoring Christ’s Church; sowie Becker, Gemeindeordnung und Kirchenzucht, 23–106.

⁴⁹ Dazu Gwynn, Huguenot Heritage, 59. Allgemein zur Wiedererrichtung einer protestantischen Kirche unter Elisabeth z.B. MacCulloch, The Later Reformation in England, 24–37.

⁵⁰ Gwynn, Huguenot Heritage, 59–61; Collinson, Europe in Britain, 57.

⁵¹ Dazu Magen, Die Wallonengemeinde, 133; Cottret, The Huguenots in England, 47f.

⁵² Schickler, *Les Eglises du Refuge*.

⁵³ Cunningham, Alien Immigrants to England.

⁵⁴ Magen, Die Wallonengemeinde.

⁵⁵ Gwynn, Huguenot Heritage.

⁵⁶ Eßer, Niederländische Exulanten.

⁵⁷ Becker, Gemeindeordnung und Kirchenzucht.

Einfluss thematisiert, den diese Gründungen für die englische Reformation hatten.⁵⁸

Norwood argumentiert, dass insbesondere unter Eduard VI. und dem Herzog von Somerset, der aufgrund der Minderjährigkeit des Königs von 1547 bis 1549 die Regierungsgeschäfte führte, nicht nur ein dezidiert reformatorischer Kurs in der Kirchenpolitik die Oberhand gewann, sondern dass Erzbischof Thomas Cranmer auch gezielt reformatorische Geistliche vom Kontinent einlud, um das englische Kirchenwesen zu transformieren. So kamen etwa Petrus Martyr Vermigli und Bernadino Ochino, Jan Utenhove, Martin Bucer und eben Johannes a Lasco nach England.⁵⁹ A Lasco war schon zuvor mit Cranmer in Kontakt gewesen, hatte auch bereits einmal England besucht, so dass er aus Cranmers Sicht zu einer Art Schlüsselfigur werden konnte.⁶⁰

Die *Charter* Eduards sei somit ein Versuch Cranmers und Somersets gewesen, eine Reformation durchzusetzen, die über das unter Heinrich VIII. erreichte, in Liturgie und theologischer Ausrichtung noch stark von altgläubigen Formen geprägte Kirchenwesen Englands hinausgehen sollte. Es sei die Aufgabe eines Königs, so der Wortlaut der *Charter*, „above all things to establish religion in its purity and entirety throughout the body of the republic“.⁶¹ Diese Aufgabe, so Norwoods Interpretation, sei gewissermaßen an die Fremdenkirche delegiert worden. Die Zuwanderergemeinde solle daher eine eigene Kirche erhalten, in der „the holy and sacred Gospel shall be interpreted purely, and the Sacraments administered according to the Word of God and apostolic ordinance“.⁶² Norwood zitiert Utenhove, der nach Genf berichtet habe, man habe durch die *Charter* mehr erlangt als das, worum man gebeten habe.⁶³ Und a Lasco habe in einem Widmungsschreiben an den König von Polen hervorgehoben, die Fremdenkirche in London sei deshalb mit weitgehenden Rechten ausgestattet worden, um das reine Wort Gottes umso besser verbreiten zu können: „Nous pensions, en effet, qu’encouragé par cet exemple les Eglises Anglais elle mêmes seraient unanimes dans tout le royaume à revenir au culte apostolique dans toute sa pureté“.⁶⁴

Nun sind diese Quellen nicht unproblematisch, denn sie haben stets einen legitimierenden Charakter, sie sollten demonstrieren, wie viel man in England

⁵⁸ Norwood, The Strangers‘ „Model Churches“, 181–196. Generell zum Einfluss der Fremdenkirchen allerdings schon Schilling, Niederländische Exulanten.

⁵⁹ Vgl. dazu Norwood, The Strangers‘ „Model Churches“, 181f.; Cottret, The Huguenots in England, 26; Gwynn, Huguenot Heritage, 56; Becker, Gemeindeordnung und Kirchenzucht, 259.

⁶⁰ Vgl. zu diesen früheren Kontakten Gwynn, Huguenot Heritage, 56f.

⁶¹ Charter Eduards VI. zitiert nach Cottret, The Huguenots in England, 271.

⁶² Ebd., 272; oder nach der Übersetzung von Norwood: „an incorrupt interpretation of the most Holy Gospel and ministration of the sacraments according to the word of God and apostolic observance“; Norwood, The Strangers‘ „Model Churches“, 182f.

⁶³ Norwood, The Strangers‘ „Model Churches“, 183.

⁶⁴ Zitiert nach Collinson, Europe in Britain, 57. Oder in englischer Übersetzung bei Norwood, The Strangers‘ „Model Churches“, 184: „We thought in effect that, encouraged by this example, the English churches themselves would be aroused to return to the apostolic worship in all its purity“.

erreicht habe. Bernard Cottret zweifelt daher an Norwoods Interpretation und betont den Sonderstatus der Fremdengemeinde.⁶⁵ Die *Charter Eduards VI.* stelle deutlich den Supremat der Krone Englands heraus und die besondere königliche Gnade, die es den Einwanderern erlaube, ihr eigenes Kirchenwesen zu errichten. Damit sei, so Cottret, ein Vorbehalt, eine Differenzkategorie formuliert: Die Fremdenkirche stand außerhalb der *Church of England* und konnte auch nur außerhalb von ihr ihr Eigenleben entfalten.⁶⁶ Sie tastete also das entstehende Anglicanische Kirchenwesen nicht grundsätzlich an. Demgegenüber betont Patrick Collinson für die Elisabethanische Zeit die Bedeutung der Fremdenkirchen und ihre Nähe zu einer sich erst formierenden, gerade in der Frühphase sich selbst noch als kongregationalistisch wahrnehmenden protestantischen Kirchenbildung.⁶⁷

Anstatt darüber zu diskutieren, welche Motive und Intentionen sich den Akteuren zuschreiben lassen, scheint indes ein anderer Aspekt viel entscheidender, der allerdings einer sorgfältigeren Quellenanalyse bedarf, als sie hier geleistet werden kann: Es ist nämlich zu fragen, welche Kontakte, welche Ausstrahlungen die Fremdenkirchen im städtischen Raum Londons und Canterburys entfalten konnten. Wie sehr wurden sie von den städtischen Bevölkerungen in ihrer kirchlichen Praxis überhaupt wahrgenommen, wie fremd waren sie oder als wie vorbildhaft wurde ihre Religionsausübung perzipiert? Lässt sich also auf der Ebene der Praxis eine Vorbildfunktion konstatieren, die sich möglicherweise in den Gemeinden niederschlug? Welche Rolle spielte die Abwanderung der Fremdengemeinden nach 1553 und welche Bedeutung hatten die niederländischen und wallonischen Protestanten in der Erinnerungs- und Märtyrerkultur der marianischen Zeit?

Sicher ist, dass das englische Kirchenwesen unter Elisabeth eine festere Form annahm, die in vielem hinter den Reformansätzen unter Eduard VI. zurückblieb, doch jenseits davon spielten die puritanischen Vorstellungen, ihre Ziele und Ideale eine wirkmächtige Rolle, und für diese sollte der Einfluss der Fremdenkirchen noch näher untersucht werden. Im Zentrum der Analyse des Phänomens „Puritanismus“ stehen zumeist die marianischen Exulanten, also die Engländer, die unter Maria Tudor auf den Kontinent flohen und von dort dezidiert reformierte Vorstellungen mit nach England brachten.⁶⁸ Viel zu wenig wird dagegen die Wirkung der Fremdengemeinden in England selbst in Betracht gezogen⁶⁹, obwohl sich dieser Einfluss sicher nicht auf die Anglicanische Kirche beschränkte. Im Gegenteil, die

⁶⁵ Cottret, The Huguenots in England, 35–41.

⁶⁶ Ebd., 37.

⁶⁷ Collinson, Europe in Britain, 59.

⁶⁸ Vgl. etwa Krumm, Continental Protestantism, 129–144; Collinson, Europe in Britain, 33–37; Marshall, Reformation England; 119–126; Barrie-Curien, Die anglikanische Reformation, 224–226, 228f.

⁶⁹ Zu den wenigen Ausnahmen gehört Collinson, The Elizabethan Puritans, 245–272. Zur offiziellen Wiedereinrichtung der Fremdengemeinden am 24. Februar 1560 vgl. etwa Cottret, The Huguenots in England, 47; Gwynn, Huguenot Heritage, 59; sowie Norwood, The Strangers’ „Model Churches“, 194.

weitere Entwicklung verweist vielmehr auf die inhaltliche Nähe des sich entwickelnden Puritanismus zu den Exilgemeinden. Zugleich wird man jedoch Konflikte und Widerstände in Betracht ziehen müssen, so etwa in Canterbury, wo die Wallonengemeinde durchaus auch Anfeindungen, nicht zuletzt seitens des Anglicanischen Klerus ausgesetzt war.⁷⁰ Noch im späten 17. Jahrhundert wurden ja die hugenottischen Immigranten seitens der *High-Church*-Anglikaner und von Parlamentariern, die den *Tories* nahestanden, als Verwandte und Verbündete der protestantischen Nonkonformisten wahrgenommen und angefeindet.⁷¹

4. Fazit und Ausblick

Wir haben gesehen, dass sich die Etablierung niederländischer und französischer beziehungsweise wallonischer Fremdengemeinden just in dem Moment ereignete, in dem die Reformation in England unter Eduard VI. offener wurde und sich deutlicher als unter Heinrich VIII. den kontinentaleuropäischen reformierten Kirchenwesen annäherte. Es ist naheliegend, dass die Fremdengemeinden, die kontinentales reformiertes Gedankengut mitbrachten, Transfer- und Verflechtungsprozesse anstreßen und so auch Konflikte verursachten. Wie genau dies geschah, welche Rolle sie einnehmen konnten, bleibt indes noch unklar. Norwoods Idee, sie als „model churches“ zu charakterisieren, ist zum einen mit guten Gründen widergesprochen worden, und sie kann sich letztlich doch nur auf die Ebene der Intentionen und Motive der führenden reformatorischen Akteure beziehen. Die Verflechtungsprozesse vor Ort bleiben dabei außen vor. Es wäre also nötig, sich für London und Canterbury, aber auch etwa für Norwich und andere Ansiedlungsorte, die konkreten Kontakte, die Konflikte, ebenso wie die Formen der Zusammenarbeit und des Austauschs anzuschauen. Das ist jedoch nur über die städtischen Quellenbestände überhaupt realisierbar. Ebenso fehlen bislang Arbeiten zu den erinnerungskulturellen Dimensionen dieses Vorgangs auf lokaler wie auch auf nationaler Ebene. Damit ist eine Perspektive aufgezeigt, die sowohl für die kirchenhistorische als auch die stadtgeschichtliche Forschung von Belang ist. Deren tiefergehende Ergründung muss allerdings künftigen Studien überlassen bleiben.

⁷⁰ Vgl. Collinson, Europe in Britain, 60f.

⁷¹ Vgl. etwa Niggemann, Immigrationspolitik zwischen Konflikt und Konsens, 397f., 514–523.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Lasco, Johannes a, *Forma ac ratio tota Ecclesiastici Ministerii, in peregrinorum, potiſimum, uero Germanorum Ecclesia: instituta Londini in Anglia, per Pientiſimum Principem Angliæ etc. Regem Eduardum, eius nominis Sextu: Anno post Christum natum 1550, o.O. 1555.*

Literatur

- Bahlcke, Joachim (Hrsg.), *Glaubensflüchtlinge. Ursachen, Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsmigration in Europa*, Berlin 2008 (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa, 4).
- Barrie-Curien, Viviane, *Die anglikanische Reformation*, in: Marc Venard (Hrsg.), *Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30)*, Freiburg [u. a.] 1992 (Die Geschichte des Christentums. Religion – Politik – Kultur 8), 191–238.
- , *Die Lollarden*, in: Marc Venard (Hrsg.), *Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30)*, Freiburg [u. a.] 1992 (Die Geschichte des Christentums. Religion – Politik – Kultur 8), 447–460.
- Becker, Judith, *Gemeindeordnung und Kirchenzucht. Johannes a Lasco's Kirchenordnung für London (1555) und die reformierte Konfessionsbildung*, Leiden/Boston 2007 (Studies in Medieval and Reformation Traditions 122).
- Benedict, Philip, *Global? Has Reformation History Even Gotten Transnational Yet?* in: Archiv für Reformationsgeschichte 108 (2017), 52–62.
- Benedict, Philip [u. a.] (Hrsg.), *Reformation, Revolt and Civil War in France and the Netherlands, 1555–1585*, Amsterdam 1999.
- Boisson, Didier/Daussay, Hugues, *Les protestants dans la France moderne*, Paris 2006.
- Brigden, Susan, *London and the Reformation*, Oxford 1989.
- Brett-James, Norman G., *The Growth of Stuart London*, London 1935.
- Bucholz, Robert O./Ward, Joseph P., *London. A Social and Cultural History, 1550–1750*, Cambridge 2012.
- Cameron, Euan, *The European Reformation*, 2. Aufl., Oxford 2012.
- Châtellier, Louis, *Gallikanismus I: Historisch*, in: Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 4, 3. Aufl., Freiburg [u. a.] 1995, Sp. 274–279.
- Clay, Christopher G.A., *Economic Expansion and Social Change: England 1500–1700*, Bd. 1, People, Land and Towns, Cambridge 1984.
- Claydon, Tony, *William III and the Godly Revolution*, Cambridge 1996 (Cambridge Studies in Early Modern British History).

- Collinson, Patrick, England IV: Reformationszeit, in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 9, Berlin/New York 1982, 636–642.
- , Europe in Britain. Protestant Strangers and the English Reformation, in: Randolph Vigne/Charles Littleton (Hrsg.), *From Strangers to Citizens. The Integration of Immigrant Communities in Britain, Ireland and Colonial America, 1550–1750*, Brighton 2001, 57–67.
- , The Elizabethan Puritans and the Foreign Reformed Churches in London. in: ders., *Godly People. Essays on English Protestantism and Puritanism*, London 1983, 245–272.
- Cottret, Bernard/Theis Laurent, Calvin und Frankreich, in: Ansgar Reiss/Sabine Witt (Hrsg.), *Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin, Dresden 2009*, 51–56.
- , The Huguenots in England. Immigration and Settlement, c. 1550–1700, Cambridge 1991.
- Cranmer, Thomas, *A Life*, New Haven/London 1996.
- Cunningham, William, *Alien Immigrants to England*, 2. Aufl., London/New York 1969.
- Elton, Geoffrey R., *Reform and Reformation: England, 1509–58*, London 1977.
- Erbe, Michael, Heinrich VIII. 1509–1547, in: Peter Wende (Hrsg.), *Englische Könige und Königinnen der Neuzeit. Von Heinrich VII. bis Elisabeth II.*, München 2008, 30–46.
- Eßer, Raingard, Niederländische Exulanten im England des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, Berlin 1996 (*Historische Forschungen* 55).
- Fagel, Raymond, The Netherlandish Presence in England before the Coming of the Stranger Churches, 1480–1560, in: Randolph Vigne/Charles Littleton (Hrsg.), *From Strangers to Citizens. The Integration of Immigrant Communities in Britain, Ireland and Colonial America, 1550–1750*, Brighton 2001, 7–16.
- Gasquet, Francis A., *Henry VIII. and the English Monasteries. An Attempt to Illustrate the History of their Suppression*, 2 Bde., Ndr. New York 1972 (erstmals 1886–1887).
- Guy, John, *Tudor England*, Oxford/New York 1988.
- Gwynn, Robin D., *Huguenot Heritage: The History and Contribution of the Huguenots in Britain*, 2. Aufl., Brighton 2001.
- Ha, Polly/Collinson, Patrick (Hrsg.), *The Reception of Continental Reformation in Britain*, Oxford 2010 (*Proceedings of the British Academy* 164).
- Hands, A.P./Scouloudi, Irene, French Protestant Refugees Relieved through the Threadneedle Street Church, London 1681–1687, London 1971 (*Huguenot Society of London, Quarto series*, 49).
- Heal, Felicity, The English, Scottish, and Irish Reformations, in: Ulinka Rublack (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Protestant Reformations*, Oxford 2017, 233–252.

- , Reformation in Britain and Ireland, Oxford 2005 (The Oxford History of the Christian Church).
- Holt, Mack P., The French Wars of Religion, 1562–1629, Cambridge 1995.
- Kluetgen, Harm, Das Konfessionelle Zeitalter. Europa zwischen Mittelalter und Moderne. Kirchengeschichte und Allgemeine Geschichte, Darmstadt 2007.
- Krumm, John M., Continental Protestantism and Elizabethan Anglicanism (1570–1595), in: Franklin H. Littell (Hrsg.), Reformation Studies. Essays in Honor of Roland H. Bainton, Richmond/VA 1962, 129–144.
- Janssen, Gert, The Dutch Revolt and Catholic Exile in Reformation Europe, Cambridge 2014.
- Jürgens, Henning P., Die Vertreibung der reformierten Flüchtlingsgemeinden aus London. Jan Utenhoves „Simplex et fidelis narratio“, in: Henning P. Jürgens/Thomas Weller (Hrsg.), Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa, Göttingen 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 81), 13–40.
- /Weller, Thomas (Hrsg.), Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa, Göttingen 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 81).
- Lem, Anton van der, Opstand! Der Aufstand in den Niederlanden, Berlin 1995.
- Lienhard, Marc, Die Ausbreitung der lutherischen Botschaft, in: Marc Venard (Hrsg.), Von der Reform zur Reformation, 1450–1530, Freiburg [u. a.] 1995, (Die Geschichte des Christentums. Religion – Politik – Kultur 7), 723–773.
- Linden, David van der, Experiencing Exile. Huguenot Refugees in the Dutch Republic, 1680–1700, Farnham 2015, (Politics and Culture in Europe, 1650–1750).
- MacCulloch, Diarmaid, The Later Reformation in England, 1547–1603, 2. Aufl., London 2001 (British History in Perspective).
- , Thomas Cranmer. A Life, New Haven 1996.
- Maczkiewitz, Dirk, Der niederländische Aufstand gegen Spanien (1568–1609). Eine kommunikationswissenschaftliche Analyse, Münster [u. a.] 2005 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 12).
- Magen, Beate, Die Wallonengemeinde in Canterbury von ihrer Gründung bis zum Jahre 1635, Bern/Frankfurt 1973 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 25).
- Marshall, Peter, Reformation England, 1480–1642, London 2003 (Reading History).
- Milton, Anthony (Hrsg.), The Oxford History of Anglicanism, Bd. 1, Reformation and Identity, c. 1520–1662, Oxford 2017.

- Niggemann, Ulrich, Glaubensflucht als Migrationstyp? Charakteristika konfessionsbedingter Migration in der Frühen Neuzeit, in: Historisches Jahrbuch 135 (2015), 46–68.
- , Immigrationspolitik zwischen Konflikt und Konsens. Die Hugenottenansiedlung in Deutschland und England (1681–1697), Köln [u. a.] 2008 (Norm und Struktur 33).
- , Migration in der Frühen Neuzeit. Ein Literaturbericht, in: Zeitschrift für Historische Forschung 43 (2016), 293–321.
- Norwood, Frederick A., The Strangers’ „Model Churches“ in Sixteenth-Century England, in: Franklin H. Littell (Hrsg.), Reformation Studies. Essays in Honor of Roland H. Bainton, Richmond/VA 1962, 181–196.
- Ohst, Martin, Oxford: John Wyclif und William Tyndale, in: Michael Welker [u. a.] (Hrsg.), Europa reformata. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren, 2. Aufl. Leipzig 2017, 317–326.
- Parker, Geoffrey, The Dutch Revolt, London 1977.
- Pohlig, Matthias, Jubiläumsliteratur? Zum Stand der Reformationsforschung im Jahr 2017, in: Zeitschrift für Historische Forschung 44 (2017), 213–274.
- , The World is Not Enough. Reflexionen zu den globalen und europäischen „Weltwirkungen“ der Reformation, in: Archiv für Reformationsgeschichte 108 (2017), 63–73.
- Rapp, Francis, Die Länder der westlichen Christenheit: III. Frankreich, in: Marc Venard (Hrsg.), Von der Reform zur Reformation, 1450–1530, Freiburg [u. a.] 1995, (Die Geschichte des Christentums. Religion – Politik – Kultur 7), 345–373.
- Roux, Nicolas Le, Les guerres de Religion, 1559–1629, Paris 2016.
- Schickler, Ferdinand de, Les Églises du Refuge en Angleterre, 3 Bde., Paris 1882.
- Schilling, Heinz, Die niederländischen Exulanten des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum Typus der frühneuzeitlichen Konfessionsmigration, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 43 (1992), 67–78.
- , Niederländische Exulanten im 16. Jahrhundert. Ihre Stellung im Sozialgefüge und im religiösen Leben deutscher und englischer Städte, Gütersloh 1972 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 187).
- , Peregrini und Schiffchen Gottes. Flüchtlingserfahrung und Exulantentheologie des frühneuzeitlichen Calvinismus, in: Ansgar Reiss/Sabine Witt (Hrsg.), Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin, Dresden 2009, 160–168.
- Schulte Beerbühl, Margrit, Deutsche Kaufleute in London. Welthandelt und Einbürgerung (1660–1818), München 2007 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, 61).
- Schunka, Alexander, Glaubensflucht als Migrationsoption. Konfessionell motivierte Migrationen in der Frühen Neuzeit, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 56 (2005), 547–564.

- , Konfession, Staat und Migration in der Frühen Neuzeit, in: Jochen Oltmer (Hrsg.), *Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert*, Berlin/Boston 2016, 117–169.
- Shagan, Ethan H., *The Emergence of the Church of England, c. 1520–1553*. in: Anthony Milton (Hrsg.), *The Oxford History of Anglicanism*, Bd. 1, *Reformation and Identity, c. 1520–1662*, Oxford 2017, 28–44.
- Sheppard, Francis, London. A History, Oxford 1998.
- Springer, Michael S., *Restoring Christ's Church. John a Lasco and the *Forma ac ratio**, Aldershot 2007 (St Andrews Studies in Reformation History), 77–93.
- Statt, Daniel, *The City of London and the Controversy over Immigration, 1660–1722*, in: *The Historical Journal* 33 (1990), 45–61.
- Strohm, Christoph, Discipline and Integration: Jan Laski's Church Order for the London Stranger's Church, in: Randolph Vigne/Charles Littleton (Hrsg.), *From Strangers to Citizens. The Integration of Immigrant Communities in Britain, Ireland and Colonial America, 1550–1750*, Brighton 2001, 25–37.
- Tawney, Richard H., *The Rise of the Gentry, 1558–1640*, in: *The Economic History Review* 11 (1941), 1–38.
- Thorp, Malcolm R., *The English Government and the Huguenot Settlement, 1680–1702*, Diss. phil. Madison/WI 1972.
- Tyacke, Nicholas (Hrsg.), *England's Long Reformation, 1500–1800*, Abingdon 1997 (The Neale Colloquium in British History).
- Voltmer, Rita, England (mit Wales), Irland und Schottland, in: Helga Schnabel-Schüle (Hrsg.), *Reformation. Historisch-kulturwissenschaftliches Handbuch*, Stuttgart 2017, 232–248.

Die Augsburger (Europäische) Kulturgeschichte – ein Rückblick¹

SILVIA SERENA TSCHOPP

Alle Jahre wieder sieht sich das Direktorium des Instituts für Europäische Kulturgeschichte vor die Aufgabe gestellt, für den Tag der Europäischen Kulturgeschichte ein Rahmenthema zu definieren. Selten ist es uns so leichtgefallen wie diesmal: Kaum war uns aufgefallen, dass wir 2025 ein doppeltes Jubiläum feiern dürfen – nämlich das 35-jährige des Instituts für Europäische Kulturgeschichte sowie das 25-jährige des Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte – bestand auch schon Konsens darüber, dass dies ein guter Anlass sei, sich grundlegend mit jenem Begriff zu befassen, der dem Institut und dem Lehrstuhl den Namen gab, d.h. dem Begriff „Kulturgeschichte“. Die Augsburger Europäische Kulturgeschichte steht demnach im Zentrum unserer heutigen Darlegungen und Gespräche, die einerseits einen Blick zurück und andererseits Überlegungen zur zukünftigen Entwicklung eines Forschungsansatzes ermöglichen sollen, dessen Geltung anhält. Für ersteres – also den Blick zurück – bin ich zuständig, und so werde ich Ihnen unter dem unglaublich originellen Titel „*Die Augsburger (Europäische) Kulturgeschichte – ein Rückblick*“ in der nächsten knappen dreiviertel Stunde einige Einblicke in die Genese und die Entwicklung der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte vermitteln. Dass meine Ausführungen stellenweise den Charakter eines persönlich gefärbten Erfahrungsberichts annehmen, werden Sie mir hoffentlich großzügig verzeihen. Unserem heutigen Gast, Marian Füssel, wird es dann obliegen, Historisierungen und Zukunftsentwürfe aus gegenwärtigen Debatten und Praktiken der Kulturgeschichte heraus zu beleuchten, und ich bin überzeugt, dass er dabei jene kritische Perspektive und jene argumentative Stringenz an den Tag legen wird, die ich in meinen, wie angedeutet, tendenziell anekdotischen Ausführungen gar nicht anstrebe. Die offene Frage schließlich, was aus der Kulturgeschichte werden könnte, soll in einer Podiumsdiskussion verhandelt werden, auf die ich nicht weniger gespannt bin als auf das Referat meines Göttinger Kollegen. Zunächst jedoch, wie angekündigt, ein kurzer Blick zurück.

Wer sich mit der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte beschäftigt, wird bald feststellen, dass sie auf mehreren Säulen aufruht. Diese Säulen in ihrer historischen Genese kurz zu umreißen, wird Gegenstand des ersten Teils meines

¹ Vortrag gehalten im Rahmen des Tags der Europäischen Kulturgeschichte zum Thema „Zu Tode gesiegt oder quickebendig? Kulturgeschichte heute“, am 30.06.2025. Der Vortragsstil wurde für die Veröffentlichung beibehalten. Da der Text sich als persönlicher Rückblick versteht, wurde auf Anmerkungen verzichtet.

Vortrags sein, bevor im zweiten Teil die Programmatik bzw. der Ansatz der (nicht nur) Augsburger Europäischen Kulturgeschichte in den Fokus rückt:

1. Genese und Entwicklung der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte: Das Institut für Europäische Kulturgeschichte (IEK)

Am Anfang stand das Institut für Europäische Kulturgeschichte (IEK). Als eine der ersten zentralen Forschungseinrichtungen der Universität Augsburg wurde es 1990 ins Leben gerufen. Die Gründung des IEK ist in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Erwerb der Oettingen-Wallerstein-Bibliothek durch den Freistaat Bayern im Jahre 1980 zu sehen. Deren Integration in die noch junge Augsburger Universitätsbibliothek bedeutete, dass nun mit der Staats- und Stadtbibliothek, der eben genannten Oettingen-Wallerstein-Bibliothek sowie einem der bedeutendsten kommunalen Archive Europas ein beeindruckender Quellenfundus vorlag, der nicht nur die Augsburger und die deutsche, sondern auch die europäische Geschichte des 13. bis 19. Jahrhunderts reichhaltig dokumentierte. Eine intensivere Erschließung und Nutzung der Augsburger Quellenbestände bildete denn auch von Beginn an ein vorrangiges Ziel der Bestrebungen jener Augsburger Professoren, die als Gründerväter des Instituts gelten können. Dabei wurde stets betont, dass die zu etablierende Einrichtung interdisziplinär aufgestellt sein müsse und dass sie keinesfalls eine primär regionalgeschichtliche Ausrichtung haben dürfe, sondern sich um eine dezidiert europäische Perspektive zu bemühen habe; die besonders dichte Überlieferung aus Spätmittelalter und Früher Neuzeit ließ es darüber hinaus sinnvoll erscheinen, einen Schwerpunkt in die Vor- und Frühmoderne zu legen. Dank einer großzügigen Startförderung durch die Volkswagenstiftung konnte das IEK nicht nur innerhalb relativ kurzer Zeit als universitäre Struktur etabliert, sondern vor allem schon bald mit Leben gefüllt werden: Es wurden mehrere wissenschaftliche Buchreihen gegründet, regelmäßige Vortragsreihen angeboten, Tagungen organisiert, Gastwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler eingeladen und vor allem Forschungsprojekte beantragt und realisiert. Besondere Bedeutung kam in diesem Zusammenhang dem Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit: Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ zu, das 1998 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt wurde und bis 2007 am IEK angesiedelt war. Die wissenschaftlichen Erträge aus dem Graduiertenkolleg aber auch aus anderen mit dem Institut verbundenen Editions-, Forschungs- und Tagungsvorhaben wurden in immer dichterer Folge in den hauseigenen Buchreihen publiziert und sicherten dem IEK internationale Sichtbarkeit und Reputation.

Seit den 2000er Jahren kam es zu Veränderungen der Forschungslandschaft und der sie prägenden Rahmenbedingungen, die für das IEK nicht ohne Folgen blieben: Forschungsgelder einzuwerben erwies sich als immer schwieriger, Digi-

talisierungsprojekte ermöglichten neu den Zugriff auf Quellenbestände, die zuvor nur vor Ort verfügbar gewesen waren, so dass Gastaufenthalte ausländischer Kolleginnen und Kollegen an Bedeutung verloren, der Wunsch und die Bereitschaft, das 19. bis 21. Jahrhundert stärker in den Blick zu nehmen, artikulierte sich immer deutlicher – es war klar, dass das Institut angesichts eines veränderten Umfeldes einer Neuausrichtung bedurfte. Leitend blieb die Überzeugung, dass die Nutzung und Auswertung der Augsburger Quellenbestände weiterhin eine zentrale Aufgabe des IEK darstellte und dass entsprechende Forschungsaktivitäten europäisch bzw. punktuell auch global ausgerichtet sein sollten. Neupositionierungen ergaben sich insofern, als das IEK sich nun dezidiert zu einem kulturhistorischen Ansatz bekannte, und vor allem verstand es sich verstärkt als Kommunikationsplattform und als Katalysator wissenschaftlicher Vernetzung und wissenschaftlichen Austauschs.

2. Genese und Entwicklung der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte: Der Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte

Es dürfte nicht zuletzt die sich unmittelbar nach der Gründung des IEK abzeichnende wissenschaftliche Dynamik gewesen sein, die die Augsburger Universität dazu veranlasste, im Anfang 1996 vorgelegten Entwicklungsplan, der „Stärkung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte durch einen entsprechenden Lehrstuhl“ eine hohe Priorität einzuräumen. Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst stimmte daraufhin der Umwidmung eines ehemals religionspädagogischen Lehrstuhls zu. Mit dem neu geschaffenen Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte verbanden sich Erwartungen, die mir im Laufe der Verhandlungen, die ich mit dem Ministerium führte, immer deutlicher vor Augen standen: *Zum einen* galt es, das als Zentralinstitut jenseits der Fakultäten angesiedelte IEK enger mit diesen zu vernetzen; *zum anderen* sollte der neue Lehrstuhl die Forschungsdynamik des Instituts in die heutige Philologisch-Historische Fakultät übersetzen und als Ausgangspunkt innovativer Neugewichtungen und daraus resultierender struktureller Veränderungen fungieren. Mit dem Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte verband sich außerdem und *drittens* das Ziel, auf der Ebene der Studiengänge, die sich abzeichnenden Reformen im Sinne der europäischen Bologna-Declaration umzusetzen.

Als ich am 1. September 2000 meine neue Stelle antrat, stand ich nicht nur vor der Aufgabe, den Lehrstuhl aufzubauen, d.h. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einzustellen und die mir zugewiesenen Räume auszustatten, sondern auch die Denomination meiner Professur mit Inhalt zu füllen. Sehr schnell zeigte sich, dass die vom IEK abgeleitete Bezeichnung „Europäische Kulturgeschichte“ mit Blick auf die Positionierung des Lehrstuhls im disziplinären Gefüge der Fakultät, zu der er gehörte, und auch mit Blick auf die Lehre, die er anzubieten hatte, nur bedingt

hilfreich war. Ihr anfänglicher Vorteil, einen in zeitlicher, räumlicher und fachlich-thematischer Hinsicht größtmöglichen Gegenstandsbereich zu benennen, erwies sich nun als Problem und so bemühte ich mich intensiv darum, das Profil der neuen Professur zügig zu konkretisieren und zu kommunizieren. Der neue Lehrstuhl sollte, so meine Absicht, einen Raum eröffnen, in dem ein damals innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft noch wenig etablierter und durchaus umstrittener kulturhistorischer Ansatz einer theoretischen und methodischen Reflexion sowie einer differenzierten – auch kritischen – Diskussion zugeführt und Historische Kulturwissenschaft forschungspraktisch erprobt und vorangetrieben werden konnte. Mit Achim Landwehr und Stefanie Stockhorst hatte ich das Glück, mit wissenschaftlichen Mitarbeitern zusammenarbeiten zu dürfen, die sich mit diesem Ziel in hohem Maße identifizierten und zu dessen Umsetzung erheblich beitragen. In der Dekade zwischen 2000 und 2010 erschienen, teilweise in Zusammenarbeit mit Kollegen aus dem IEK, allen voran Wolfgang Weber, Publikationen – Einführungen, Anthologien, Überblicke, Monografien zu spezifischen Themen und zahlreiche Aufsätze –, in denen die Grundlagen und spezifischen Konturen einer Kulturgeschichte, wie wir sie verstanden, verhandelt wurden. Parallel dazu veranstalteten wir thematisch einschlägige Tagungen – so etwa ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes ‚Rundgespräch‘ mit dem Titel ‚Kulturgeschichte – aktuelles Profil und zukünftige Perspektiven‘, das im März 2003 so gut wie alle damals relevanten Pionierinnen und Pioniere einer ‚kulturalistisch informierten‘ Geschichtswissenschaft in Deutschland zusammenführte und zum Ausgangspunkt etlicher wissenschaftlicher Kooperationen wurde. Wichtig waren uns auch Kontakte zu Forscherinnen und Forschern vor allem aus dem französischen, italienischen und angloamerikanischen Wissenschaftsraum, wo sich die kulturalistische Wende innerhalb der historischen Fächer bereits früher manifestiert hatte.

Der sich seit dem Jahr 2000 abzeichnende Generationenwandel an deutschen Universitäten führte zu einem rasanten Geltungsgewinn kulturgeschichtlicher Ansätze auch hierzulande und als mich die Herausgeber der *Historischen Zeitschrift*, in der bereits meine programmatisch ausgerichtete Antrittsvorlesung in Aufsatzform erschienen war, 2008 baten, in einem Beitrag den Stand der Kulturgeschichte in Deutschland zu reflektieren, formulierte ich meine Ausführungen zu ‚Die neue Kulturgeschichte: eine (Zwischen)Bilanz‘ bereits im Bewusstsein, dass sie am Ende einer jahrelangen Beschäftigung mit Fragestellungen standen, zu denen mittlerweile Vieles gesagt war. Dass Einiges von dem, was zu Kulturgeschichte als wissenschaftlichem Ansatz in die deutschsprachige Öffentlichkeit getragen worden war, aus Augsburg stammte, hat, so meine ich, die zu Beginn unserer hiesigen Tätigkeit vorgenommene Profilbildung bestätigt. Der Umstand, dass Kulturgeschichte um 2010 im ‚Mainstream‘ des historischen Diskurses angekommen war, erlaubte es mir, mich – ich bin versucht zu sagen: endlich – wieder stärker jenen Forschungsfeldern zuzuwenden, die mir nun reizvoller erschienen als Theorie- und Methodenfragen historischer Kulturwissenschaft. Eine derartige ‚Normalisierung‘ des Lehrstuhls hatte allerdings ihren Preis: in dem

Maße, in dem dessen Denomination nicht mehr als Programm und Handlungsauftrag für eine Neuausrichtung historischer Forschung verstanden wurde, erschien sie wieder beliebiger. Immerhin bot sie uns vielfältige thematische Optionen – und dieses Privileg haben wir bis zu meiner kürzlich erfolgten Pensionierung denn auch weidlich genutzt.

3. Genese und Entwicklung der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte: Das Studium der Europäischen Kulturgeschichte

Die dritte Säule der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte möchte ich ebenfalls kurz beleuchten: Unmittelbar nach meinem Stellenantritt in Augsburg begann ich – wie vom Ministerium gefordert – den ersten Bachelorstudiengang nach dem neuen ‚Bologna-Modell‘ einzurichten. Heute kaum mehr vorstellbar, startete er bereits im darauffolgenden Jahr und stieß auf eine derartige Nachfrage, dass 2002 ein Numerus clausus eingeführt werden musste, der uns begabte und hochmotivierte Studierende bescherte, mit denen die Zusammenarbeit meistens ein großes Vergnügen war. Für die Studierenden reizvoll waren – so zumindest deren Einschätzung – die vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten im Bereich der Nebenfächer, die inhaltliche Verflechtung von Hauptfach und Nebenfächern, Angebote im Bereich der Soziologie und Politikwissenschaft, die sich sinnvoll mit der historischen Ausrichtung des Hauptfachs verbanden, das inhaltlich breite und zugleich europäisch ausgerichtete Lehrangebot sowie das obligatorische Auslandssemester. Als die Philologisch-Historische Fakultät ihr gesamtes Lehrangebot auf das Bachelor-/Master-Modell umstellte, beschloss sie, am B.A. Europäische Kulturgeschichte festzuhalten; das Studiengangkonzept mussten wir allerdings grundlegend überarbeiten und an die anderen Studiengänge anpassen. Auch einen Masterstudiengang hat mein Lehrstuhl eingerichtet, der dann zugunsten eines Masters „Interdisziplinäre Europastudien“ eingestellt wurde, an dem wir beteiligt sind. Im Bereich der Lehre kam es übrigens ebenfalls zu einer engen Kooperation zwischen IEK und Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte, brachten die beiden Geschäftsführenden Sekretäre, zuletzt Ulrich Niggemann, ihr Lehrdeputat doch in zunehmendem Maße in das Fach ‚Europäische Kulturgeschichte‘ ein und haben damit dem Imperativ einer forschungsbasierten akademischen Lehre konkrete Gestalt verliehen.

4. Ansatz der (nicht nur) Augsburger Europäischen Kulturgeschichte

Es dürfte deutlich geworden sein, dass wir, die wir ‚die Kulturgeschichte‘ an der Universität Augsburg in ihrer Frühphase zu implementieren und zu repräsentieren

hatten, mit vielfältigen Aufgaben konfrontiert waren; als wichtigste und größte Herausforderung jedoch erwies sich das Abstecken jenes wissenschaftlichen Feldes, das zu beackern wir angetreten waren. Schon nur die Kollegen vor Ort zu überzeugen, war anfangs nicht ganz einfach, wie folgende anekdotische Reminiszenz veranschaulicht: Als ich im Herbst 2000 meinen neu eingerichteten Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte übernahm, reagierte mein akademisches Umfeld angesichts der ungewöhnlichen Denomination meiner Professur auf unterschiedliche Weise. Da gab es zum einen den Amerikanisten – gewissermaßen mein natürlicher Verbündeter, dem der Begriff ‚cultural turn‘ bereits vertraut war und der denn auch umgehend seine Kooperationsbereitschaft bekundete; da gab es zum anderen jene meist älteren, wohlwollenden Kollegen, die mir im persönlichen Gespräch verrieten, dass das, was sie als Wissenschaftler betrieben, eigentlich schon immer Kulturgeschichte gewesen sei, ohne dass sich mir allerdings erschloss, was genau sie mit ‚Kulturgeschichte‘ meinten. Und da waren schließlich und vor allem auch die Skeptiker, Kollegen vornehmlich aus den historischen Disziplinen, die das wachsende akademische Interesse an der Kategorie ‚Kultur‘ für eine gleichermaßen problematische und ephemere Mode hielten, an deren baldigem Ende sie keine Zweifel hegten. Angesichts derartiger Widerstände galt es, das Profil der Augsburger Europäischen Kulturgeschichte zügig zu konkretisieren und im wissenschaftlichen Diskurs zu überprüfen und zu verankern. Als ungemein hilfreich erwiesen sich dabei Vorarbeiten – etwa aus dem Bereich der Alltagsgeschichte oder einer sich der kulturalistischen Wende nicht verschließenden Sozialgeschichte –, denen wir wertvolle Impulse verdanken. Ihre Spuren finden sich in jener Auffassung kulturhistorischer Analyse wieder, auf die wir uns am Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte früh verständigten. Und damit bin ich beim zweiten, deutlich kürzeren Teil meines Referats angelangt, der die programmatiche Ausrichtung der Augsburger Kulturgeschichte, die konzeptionellen Grundlagen kulturwissenschaftlicher Analyse, die für uns leitend waren, in den Blick nimmt. Wie Sie gleich merken werden, sind unsere Positionierungen keinesfalls singulär; sie reflektieren vielmehr einen theoretisch-methodologischen Konsens, den wir im steten Dialog mit in- und ausländischen Kulturhistorikerinnen und -historikern zu erreichen bestrebt waren.

Die Neue Kulturgeschichte hat sich in Deutschland später etabliert als etwa in Frankreich, wo die von den Exponenten der französischen Mentalitätengeschichte praktizierte ‚Sozialgeschichte der Kultur‘ bereits seit den frühen 1980er Jahren durch eine sich als *histoire nouvelle* empfehlende ‚Kulturgeschichte des Sozialen‘ abgelöst wurde, oder im anglo-amerikanischen Raum, wo die *New Cultural History* maßgeblich vom Einfluss der *Cultural Studies* britischer Provenienz sowie von der *Social History* profitierte und, ungeachtet der sie charakterisierenden heterogenen Forschungsinteressen und -methoden, bereits in den späten 1980er Jahren Aufmerksamkeit erregte. Es spricht einiges dafür, dass diese ‚Verspätung‘ auch und wesentlich damit zusammenhängt, dass der ‚cultural turn‘ gerade im deutschsprachigen Raum eine intensive Auseinandersetzung mit dem historischen Ort, dem Gegenstand sowie dem theoretischen Fundament und den sich daraus er-

gebenden methodischen Konsequenzen kulturhistorischer Analyse auslöste, als deren Ergebnis sich ein konzeptioneller Rahmen abzuzeichnen begann, den ich nachfolgend knapp umreißen möchte: Weitgehende Einigkeit besteht *erstens* hinsichtlich des *Gegenstands* kulturalistisch inspirierter Geschichtsforschung, der in dem Sinne umfassend erscheint, als er sich nicht auf einen abgesonderten Bereich individueller und kollektiver Erfahrung, etwa den Bereich der Politik, der Gesellschaft, der Wirtschaft oder künstlerischer Artefakte, beschränkt, sondern vielmehr die Totalität der Kultur oder, wie Otto Gerhard Oexle im Anschluss an Georg Simmel formuliert hat, die „Gesamtheit der Hervorbringungen des Menschen auf allen Gebieten des Lebens“ in den Blick nimmt. Die für die Neue Kulturgeschichte kennzeichnende Privilegierung einer holistischen Auffassung von Kultur, die gleichermaßen die Werthaltungen und Wissensordnungen, welche das Denken und Handeln von Menschen steuern und von diesen zugleich immer neu konstituiert werden, die kollektiven Sinnkonstruktionen und Formen der Wirklichkeitsdeutung, durch die Menschen die Welt ‚entziffern‘ und sie sich zu eigen machen, die kulturell kodierten Praktiken historischer Akteure und die sich diesen Praktiken verdankenden geistigen und materiellen Erzeugnisse, integriert, hat weitreichende Konsequenzen. Wenn ‚Kultur‘ nicht als ein autonomer Bereich neben anderen, sondern als eine die Gesamtheit menschlicher Lebenswelten umfassende Kategorie definiert wird, bedeutet dies, dass prinzipiell jede Form historischer Erfahrung den Gegenstand kulturgeschichtlicher Betrachtung bilden kann. Konstitutiv für die Neue Kulturgeschichte ist demnach nicht, dass sie einen spezifischen Gegenstand für sich beansprucht, sondern dass sie einen spezifischen Blick auf historisch überlieferte Erfahrung fordert, einen Blick, der die symbolische Dimension menschlichen Handelns in der Geschichte analytisch fruchtbar macht.

Eine derart konzipierte Kulturgeschichte erlaubt nicht nur eine neue Perspektivierung bereits erforschter Zusammenhänge, sie impliziert zugleich – auch darüber bestand bereits früh weitgehender Konsens – *zweitens* eine Anpassung des *theoretischen Rahmens* sowie des *methodischen Instrumentariums*, mittels dessen die zu begreifenden Phänomene untersucht werden. Wenn ‚Kultur‘ als Totalität menschlicher Hervorbringungen definiert, wenn der Fokus der Betrachtung auf die Modi der Erzeugung sozialer *Sinnsysteme* gerichtet wird, hat dies zum einen zur Folge, dass bevorzugt auf jene theoretischen Ansätze zurückgegriffen wird, die in besonderem Maße geeignet erscheinen, die *symbolische Dimension* menschlichen *Handelns* zu verstehen. Die für kulturhistorische Forschung kennzeichnende Privilegierung hermeneutisch-interpretativ ausgerichteter Konzepte von Kultur sowie diskurs- und handlungstheoretischer Ansätze findet darin ihre Erklärung. Dass es ungeachtet der hier benannten Präferenzen keiner Theorie gelungen ist, sich als hegemoniales Deutungsmodell durchzusetzen, dürfte nicht zuletzt dem von den meisten Kulturhistorikerinnen verfochtenen und praktizierten Theorien- und Methodenpluralismus geschuldet sein, der Skeptiker dazu bewogen hat, von einem „durchgängige[n] Eklektizismus theoretischer Autoritäten“ (Andreas Rödder) zu sprechen, der ein stringentes theoretisch-methodisches Profil verhindere. Zu fragen ist hier allerdings, ob der für die Neue Kulturgeschichte konstitutive

programmatische Eklektizismus wirklich jenes zu behebende Defizit darstellt, als das er bisweilen von seinen Kritikern beschrieben wurde, oder ob er nicht vielmehr entscheidende Vorteile birgt. Mein Eindruck ist, dass der für die Kulturgeschichte konstitutive weite theoretische Horizont wissenschaftlichen Fortschritt im Sinne sich stetig vertiefender Einsicht in historische Zusammenhänge nicht behindert, sondern im Gegenteil befähigt hat, ermöglichte er es doch, die jeweils zu analysierenden Phänomene nach unterschiedlichsten Gesichtspunkten zu untersuchen und dadurch ein differenzierteres und profunderes Bild geschichtlichen Geschehens zu gewinnen.

Im Kontext einer holistischen Auffassung historischer Analyse bedurfte es nicht nur theoretischer, sondern auch neuer methodischer Weichenstellungen, die sich vor allem aus der signifikanten Erweiterung des Quellenbegriffs ergaben: Um die historisch bezeugten Modi menschlicher Sinnstiftung zu rekonstruieren – so unsere Überzeugung –, genügt es nämlich nicht, auf jene archivalische und gedruckte Hinterlassenschaft – etwa Verwaltungsschriftgut – zurückzugreifen, deren Erschließung und Erforschung zu den Leistungen der älteren historisch-kritischen Geschichtswissenschaft gehört. Der Historiker sieht sich vielmehr mit der gesamten verfügbaren Überlieferung an Texten, Bildern, archäologischen Relikten oder Objekten konfrontiert. Besondere Bedeutung kommt dabei innerhalb des Korpus' schriftlicher Überlieferung publizistischen Quellen (Zeitungen, Zeitschriften, Sachbücher usw.), historiografischen Werken (Chroniken, Biografien), Gerichtsakten, Selbstzeugnissen (Briefe, autobiografische Aufzeichnungen, Tagebücher, Testamente, Leichen- oder Hochzeitspredigten usw.), Reisebeschreibungen oder poetischen Werken zu. Daneben interessiert die Text und Bild kombinierende Hinterlassenschaft aus der Vergangenheit, etwa Plakate, illustrierte Flugblätter, illuminierte Handschriften oder historische Karten, sowie bildliche Überlieferung wie Gebrauchsgrafik, sakrale Kunst, Porträtdarstellungen, Genre- und Historienmalerei, Denkmäler oder Fotografien und Filmdokumente. Zu den für Kulturhistorikerinnen besonders aussagekräftigen Objekten gehören schließlich auch archäologische Funde wie Grabbeigaben, Münzen, Waffenrüstungen oder künstlerische und kunsthandwerkliche Erzeugnisse sowie Bauwerke. Durch die Vielzahl und Vielgestaltigkeit geschichtlicher Überlieferung, mit der Kulturhistoriker sich zu befassen haben, werden die seit dem 19. Jahrhundert entwickelten Instrumente historischer Analyse nicht einfach obsolet; sie bedürfen jedoch dort der Ergänzung, wo sie sich als nicht geeignet erweisen, die Besonderheiten literarischer, visueller und materieller Quellen – etwa deren Abhängigkeit von historisch variablen Gattungskonventionen, deren Ästhetizität oder deren spezifische Gebrauchsfunktionen – adäquat zu beschreiben. Das Bewusstsein für die Medialität historischer Quellen wiederum, die Einsicht also, dass es keinesfalls irrelevant ist, in welcher *Form* Geschichte überliefert wird, zwingt zum Blick über die Grenzen der eigenen Disziplin. Im Bestreben, das Wissen um die Funktionsweisen sprachlicher, bildlicher und gestischer Kommunikation zu erweitern, hat sich die Neue Kulturgeschichte, wie wir sie verstehen, denn auch benachbarten Disziplinen wie etwa der Sprach- und Literaturwissenschaft, der Bildwissenschaft

oder der Ethnologie geöffnet und methodische Anleihen aus den genannten Fachtraditionen nicht gescheut.

5. Ausblick

Ich bin am Ende meines kulturhistorischen Panoramas angelangt, das die anhaltende Vitalität eines Ansatzes, der in Deutschland seit nunmehr einem knappen Vierteljahrhundert die geschichtswissenschaftlichen Debatten beflogelt, erwiesen haben dürfte. Dass es der Kulturgeschichte gelungen ist, auf etablierten Forschungstraditionen aufbauend neue Perspektiven zu entwickeln und den Radius historischer Erkenntnis zu erweitern, scheint mir evident. Kulturalistische Ansätze, so meine Überzeugung, haben der Geschichtswissenschaft – und nicht nur ihr – neue Denkräume eröffnet, indem sie bislang wenig beachtete theoretische Modelle privilegieren, indem sie den begrifflichen Rahmen kulturwissenschaftlicher Analyse für die Humaniora stetig erweiterten und indem sie außerdem innovative Fragestellungen formulierten, auf die wir gegenwärtig Antworten suchen. Dass Augsburger Wissenschaftler und deren *alma mater* im Verbund mit der bayerischen Ministerialbürokratie der Kulturgeschichte bereits in den 1990er Jahren eine hohe Priorität und eine institutionelle Verortung zu gewähren bereit waren, zeugt so gesehen von erheblicher Weitsicht.

Welche Signifikanz der Kulturgeschichte, die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten eine Reihe von Anpassungen und Neuperspektivierungen durchlief, als geschichtswissenschaftlichem Ansatz in Zukunft zukommen wird, vermag ich ebenso wenig zu beurteilen wie den zukünftigen Augsburger Beitrag zu dieser Kulturgeschichte. Am Anfang der Politikgeschichte, wie sie sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Bundesrepublik etablierte, stand ein Generationenwechsel; und dies gilt auch für den Aufstieg der Sozialgeschichte seit den 1970er Jahren und die Durchsetzung der Kulturgeschichte um die Jahrtausendwende. Aktuell sind wir an den deutschen Universitäten erneut in einem Generationenwechsel begriffen und so steht die Frage im Raum, was dies für die wissenschaftliche Theoriebildung und die Forschungspraxis bedeutet: Werden kulturalistische Perspektiven weiterhin den akademischen Diskurs und die damit verbundene Auseinandersetzung mit historischen Phänomenen prägen – bleibt die Kulturgeschichte also quicklebendig – oder fällt sie einem Paradigmenwandel zum Opfer, weil sie sich zu Tode gesiegt hat? Ich bin neugierig, wie Marian Füssels Antwort lautet.

Jenseits der Kulturgeschichte?

Historisierung, Kritik und Zukunft eines Perspektivwechsels*

MARIAN FÜSSEL

„Kultur ist der schwierigste Begriff überhaupt“
(Amin Nassehi)¹

1. Einleitung

Versucht man sich an einer Bilanz der neuen Kulturgeschichte, dann stellt sich rasch ein seltsamer Hiatus ein, zwischen einer enormen empirischen Produktivität einerseits und einer gewissen epistemologischen Ermattung andererseits. Kulturgeschichtliche Zugänge sind heute fast so selbstverständlich, dass sie zum Teil kaum noch als solche thematisiert werden. Auch scheinen die agonalen Zeiten im Streit um für oder wider, von welcher Seite auch immer, weitgehend vorbei. Ist die neue Kulturgeschichte eine bereits hinter uns liegende Episode?

Schon im Jahr 2006 war in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Geisteswissenschaften in Deutschland zu lesen: „Gegenwärtig mehren sich die Zeichen, dass der Rekurs auf ‚Kultur‘ und die Kultlwissenschaften eine zwar wichtige, jedoch zeitlich begrenzte Stufe in der Begründung der Geisteswissenschaften darstellt. [...] Eine flächendeckende Verkürzung der geisteswissenschaftlichen Fächer oder gar ihre Einschmelzung in eine ‚Kultlwissenschaft‘ stünde am Ende dem Status der Geisteswissenschaften als Wissenschaften entgegen.“² Haben wir die Kulturgeschichte also tatsächlich bereits lange hinter uns gelassen? Entsprechende Diagnosen eines ‚nach‘ oder ‚jenseits‘ der Kulturgeschichte geben Anlass zur Reflexion ihres gegenwärtigen Status.³

Unter neuer Kulturgeschichte wird im Folgenden ein Spektrum an Ansätzen verstanden, die nicht auf bestimmte Gegenstände fokussieren, sondern jeden historischen Gegenstand perspektivieren können.⁴ Ich gehe in drei Schritten vor

* Vortrag beim Tag der Europäischen Kulturgeschichte am 30.06.2025 mit dem Thema „Zu Tode gesiegt oder quickebändig? Kulturgeschichte heute“.

¹ Nassehi, Grundbegriffe, 229.

² Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7068-06> [abgerufen 10.08.2025].

³ Arni, Nach der Kultur; Schöttler, Nach der Angst; Bonnell/Hunt, Beyond the cultural turn. Aus Perspektive der Literaturwissenschaften vgl. Benz/Stiening (Hrsg.), Nach der Kulturgeschichte.

⁴ Zusammenfassend Landwehr, Kulturgeschichte, 10–13. Als etwas aus der Zeit gefallene gegenstandsorientierte Darstellungen vgl. indes Vietta, Europäische Kulturgeschichte; Grabner-Haider [u. a.], Kulturgeschichte.

und versuche mich zunächst an einer Historisierung der neuen Kulturgeschichte (2.), gehe dann auf den Status der Kulturgeschichte als eines Zugangs kritischer Geschichtswissenschaft ein (3.), um abschließend nach möglichen Wegen der Zukunft der Kulturgeschichte zu fragen (4.).

2. Historisierung: Sozialgeschichte der Kulturgeschichte?

Die neue Kulturgeschichte ist mittlerweile alt genug, um selbst historisiert zu werden.⁵ Unter Historisierung ist jedoch kein *ad acta* legen gemeint, sondern eine Metareflexion über Zeitgebundenheit und Zeitkern einer weltweit einflussreichen Strömung der Geschichtswissenschaft.⁶ Methodisch müsste man sich dabei sowohl Werkzeugen der Sozialgeschichte bedienen, um Effekte des Generationenwechsels oder des Ringens um Lehrstühle sichtbar zu machen, als auch solchen der Kulturgeschichte, um die diskursive Wirkmächtigkeit von Konflikt- und Abgrenzungsnarrativen oder den Habitus einer neuen Geschichtsschreibung zu analysieren.⁷

Versucht man die Geschichte der Kulturgeschichtsschreibung in den letzten 50 Jahren zu ordnen, lässt sie sich reichlich tentativ in fünf Phasen einteilen. Meine Einteilung berücksichtigt dabei stark den deutschsprachigen Forschungsdiskurs, dieser lässt sich jedoch zweifellos nicht unabhängig von US-amerikanischen und westeuropäischen Diskursen behandeln.⁸

Phase 1) beginnt etwa Mitte der 1970er Jahre und ist geprägt von Grundlagenwerken u. a. von Bourdieu, White, Geertz, Foucault, Davies, Ginzburg und Burke und setzt sich bis zum Ende der 1980er fort.⁹ Pierre Bourdieus 1972 publizierter *Entwurf einer Theorie der Praxis* wurde zu einem der wichtigsten Referenzpunkte einer ethnologisch inspirierten Kulturgeschichte, ebenso wie die von Clifford Geertz ein Jahr später 1973 publizierte Aufsatzsammlung *Interpretation of Culture*.¹⁰ Ebenfalls 1973 setzte Hayden White mit *Metahistory*, einer Studie zur Geschichtsschreibung, Maßstäbe in der Anwendung der Erzähltheorie auf geschichtswissenschaftliche Texte.¹¹ Michel Foucault wurde im gleichen Zeitraum mit der Diskursanalyse, seinem Macht- und Subjektbegriff oder der Archäologie und Genealogie methodisch einflussreich und schuf mit *Überwachen und Strafen* 1975 einen in der Kulturgeschichte breit rezipierten empirischen Klassiker.¹² Aus

⁵ Füssel, Historisierung.

⁶ Poirrier, L'*histoire culturelle*; als Zwischenbilanz zu Frankreich vgl. Cohen, Dix ans; zu europäischen Perspektiven vgl. Rogge, Cultural History; aus italienischer Perspektive Arcangeli, Cultural history.

⁷ Zu den Zugängen der Historiografiegeschichte vgl. Eckel/Etzemüller (Hrsg.), Neue Zugänge.

⁸ Zur Entwicklung in den USA vgl. u. a. Sewell, Logics of History.

⁹ Bonnell/Hunt (Hrsg.), Beyond the cultural turn, 2–4.

¹⁰ Bourdieu, Entwurf.

¹¹ White, Metahistory.

¹² Foucault, Überwachen.

dem engeren Feld der empirischen Geschichtswissenschaft wirkten u. a. Peter Burke mit *Culture and Society in Renaissance Italy 1420–1540* (1972), Natalie Zemon Davis mit *Society and Culture in Early Modern France* (1975) sowie ein Jahr später Carlo Ginzburg mit *Der Käse und die Würmer* (1976) innovativ.¹³ Nicht nur in Deutschland brauchte es aber bis in die späten 1980er Jahre bis diese Ansätze unter dem Label der *nouvelle histoire* und der *New Cultural History* adressiert wurden; wegweisend war etwa Lynn Hunts gleichnamiger Sammelband von 1989.¹⁴

Phase 2) ist die Kampfzone der 1990er, die geprägt ist von der Auseinandersetzung zwischen Gesellschaftsgeschichte und Kulturgeschichte, allgemeinen Abwehrkämpfen gegen Postmodernismus und Poststrukturalismus, aber auch historiografischen Wiederentdeckungen. So vollzog sich weit weniger agonal im gleichen Zeitraum etwa die Rückbesinnung auf die Ahnherren einer ‚ersten Kulturgeschichte‘ im Zeitraum 1880–1930 wie u. a. Aby Warburg, Karl Lamprecht, Max Weber, Georg Simmel oder Marcel Mauss, wie sie vor allem Otto Gerhard Oexle immer wieder in die historische Diskussion einbrachte.¹⁵

Wie viele größere Konflikte bestand auch der Streit um die Kulturgeschichte wiederum aus mehreren Teilkonflikten, die noch bis weit in die 2000er Jahren weiterschwelten. Folgende Debatten lassen sich ausmachen, die jeweils für unterschiedliche Facetten stehen: a) Abwehrkämpfe der Bielefelder Gesellschaftsgeschichte, b) Fakten vs. Fiktionen und c) Kulturgeschichte des Politischen.

a) Während Burke und Davis in den 1970ern ihre Bände noch problemlos mit *Culture and Society* oder *Society and Culture* betitelten, wurden ‚Gesellschaft‘ und ‚Kultur‘ Anfang der 1990er zu einer Frage eines entweder...oder.¹⁶ Auch in den 1990er Jahren war der zentrale Austragungsort jener Debatten die Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft*.¹⁷ Bei der die 1990er prägenden Bielefelder-Abwehrschlachten – die Diktion ist bewusst gewählt, spiegelt sie doch die bellizistische Sprache der Debatte – setzten sich Konflikte fort, die die Bielefelder, allen voran Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka, in den 1980er Jahren mit der Alltagsgeschichte und der Historischen Anthropologie geführt hatten.¹⁸ Historische Anthropologie und neue Kulturgeschichte kann man vielleicht als ‚lose gekoppelt‘ werten, es gibt diverse Überschneidungen, etwa die Arbeit mit und am Kulturbegriff, gemeinsame Gegner in Gesellschaftsgeschichte und klassischer Politikgeschichte, Bevorzugung mikrohistorischer Zugänge etc., aber auch deutliche Unterschiede etwa in der Nähe der Historischen Anthropologie zur Sozialgeschichte, allerdings eher im Sinne der anglophonen ‚social history‘ und

¹³ Burke, Renaissance; Davis, Humanismus; Ginzburg, Käse.

¹⁴ Hunt, New Cultural History.

¹⁵ Oexle, Geschichte als Historische Kulturgeschichte; Haas, Historische Kulturforschung.

¹⁶ Daniel, ‚Kultur‘ und ‚Gesellschaft‘.

¹⁷ Hardtwig/Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte; quantitative Auswertung bei Deile, Sozialgeschichte.

¹⁸ Lindenberger, Alltagsgeschichte. Aus einer Außenperspektive kann dies als auch als ‚a german debate‘ gelesen werden vgl. Berger, Social History.

,social anthropology‘, die sich die Kulturgeschichte erst sehr spät zurückgeholt hat (siehe Kap. 4.).¹⁹

Wehler sprach 1998 in der *Herausforderung der Kulturgeschichte* von der „Attacke“ gegen die theoriegeleitete Sozial- und Gesellschaftsgeschichte, die er als „Liebhaber des agonalen Prinzips“ zuspricht auf die Überlebensfrage: „Kann sich die Sozialgeschichte, die Gesellschaftsgeschichte, die Historische Sozialwissenschaft nach einer offensichtlich unvermeidbaren Erweiterung ihrer theoretischen Prämissen und ihres methodischen Arsenals im Kampf um die realitätsadäquate Problembewältigung, auch um die Meinungsführerschaft behaupten? Oder besitzt die anvisierte Historische Kulturwissenschaft, von kräftigen lebensweltlichen Impulsen unterstützt, die theoretisch wie methodisch größere Durchsetzungsfähigkeit?“²⁰ Ute Daniel spricht in diesem Zusammenhang von einer Sprache des Unbedingten und einem Argumentationsstil, „in dem Wörter als Feldzeichen und Sätze als Waffen fungieren“.²¹

Lorraine Daston hat die agonale Szenerie 1999 analog zu einem Western beschrieben: „[...] die Saloontür schwingt auf, der Gute und der Böse starren einander über die Theke hinweg in die Augen, der Sozialhistoriker knurrt dem Kulturhistoriker entgegen: ‚Diese Stadt ist zu klein für uns beide‘. Nun ist Bielefeld ja vielleicht wirklich eine kleine Stadt. Wehler jedenfalls konzipiert das Duell zwischen Sozial- und Kulturgeschichte in grundsätzlicher Weise. Es geht um nichts weniger als den Zusammenprall der Titanen – Weber gegen Marx, Bourdieu gegen Parsons, Kulturanthropologie gegen Sozialwissenschaften, so daß eine Entscheidungsschlacht unausweichlich ist. Eine Schlacht, die in erster Linie auf theoretischem und methodologischem Feld geschlagen werden muss.“²² 2005 resümiert Lars Deile dann einen Friedensschluss im Zeichen der hegelischen Aufhebung: „In jüngster Vergangenheit lässt sich ein Kompromiss ausmachen, bei dem sowohl Kulturgeschichte als auch Sozialgeschichte in einer zur Kulturwissenschaft mutierten Geisteswissenschaft aufzugehen scheinen.“²³

b) In der international geführten ‚Fakten vs. Fiktionen‘-Debatte von etwa 1996 bis 2000 ging es um die Rezeption von u. a. Hayden White, Roland Barthes, Jacques Derrida und Michel Foucault in der Geschichtswissenschaft. Ihnen warfen Historiker wie Keith Windschuttle oder Richard J. Evans vor, die Geschichte ‚zu töten‘, indem sie sie zu bloßer narrativer Fiktion herabqualifizierten.²⁴ „Das Terrain des um die Narrativität historiografischer Texte entbrannten Kampfes, die Position seiner Schützengräben und die schwere Artillerie, mit denen diese wechselseitig unter Beschuss genommen werden, folgen bis heute weitgehend

¹⁹ Seit 1993 erscheint die Zeitschrift *Historische Anthropologie: Kultur – Gesellschaft – Alltag*; zur Arbeit am Kulturbegriff vgl. Arni, Nach der Kultur.

²⁰ Wehler, Herausforderung, 7, 10.

²¹ Daniel, Kulturschock, 196.

²² Daston, Praxis, 15.

²³ Deile, Sozialgeschichte. Zu einer wechselseitigen Ergänzung von Sozial- und Kulturgeschichte vgl. 2003 auch Fass, Cultural history.

²⁴ Windschuttle, Killing; Evans, Fakten.

einem Szenario aus dem Jahr 1973“ – so leitet Ute Daniel ebenfalls gern das bellizistische Register ziehend 2001 das Referat von Hayden Whites *Metahistory* ein.²⁵

Besonders viel Anlass für Bedenken und Ressentiments lieferte die „besondere Affinität zu einem konstruktivistischen Verständnis von Wirklichkeit“, welche Teile der neuen Kulturgeschichte aufwiesen.²⁶ Obwohl er in empirischen historischen Studien kaum je sonderlich ‚radikal‘ praktiziert wurde, avancierte der ‚radikale Konstruktivismus‘ zum Schreckgespenst, in dem sich scheinbar alle ‚Fehler‘ des ‚Postmodernismus‘ inkarnierten. Ein interessantes mediales Phänomen, das eine der Umgangsweisen mit diesem Unbehagen darstellt, ist der wissenschaftliche Hoax: Alan Sokals *Transgressing the Boundaries: Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity* (1996); Christiane Schultes *Der deutsch-deutsche Schäferhund — Ein Beitrag zur Gewaltgeschichte des Jahrhunderts der Extreme* und die 20 Artikel von *Sokal Squared* 2017–2018.²⁷ Versteht man die Hoaxe als Ausdruck einer moralischen Ökonomie der Wissenschaft, können sie als informeller Mechanismus der Selbstregulierung im Modus eines seinerseits fiktionalen ‚writing back‘ interpretiert werden. Es handelte sich jeweils um ‚gefakte‘, aber zum Druck angenommene Zeitschriftenartikel. Wenngleich sie mit Ausnahme der Schäferhund-These, bei der es um tierische Kontinuitäten zwischen NS und DDR ging, weit jenseits der Geschichtswissenschaften abliefen, sind die Hoaxe doch symptomatisch für ein bestimmtes Debattenklima, das zum Teil auch den Hintergrund für die Kritik an der neuen Kulturgeschichte formte.

c) Bei der wiederum sehr deutschen Debatte um die Kulturgeschichte des Politischen von etwa 2003 bis 2007 ging es um die Relevanz der Kulturgeschichte für eines der sogenannten ‚harten‘ Themen wie Politik, Recht, Militär und Ökonomie.²⁸ Thomas Nicklas mimte dabei 2004 den Enthüllungshistoriografen: „Jedenfalls lauern hinter den zwischen Befangenheit und Aggression schwankenden apodiktischen Urteilen Mergels und Landwehrs Ansprüche auf Geltung und Macht. Wir wittern Politik.“²⁹ Und Andreas Rödder monierte 2006, in der Debatte um die Kulturgeschichte des Politischen ständen „grundlegende Defizite im Hinblick auf Standards wissenschaftlicher Rationalität, die genannten begrifflichen Unklarheiten und der theoretische Eklektizismus, die hermetische Diktion und die axiomatischen Grundlagen sowie die wissenschaftssoziologischen Implikationen, die sich nicht immer mit guter wissenschaftlicher Praxis vertragen,

²⁵ Daniel, Kompendium, 433.

²⁶ Vgl. Tschopp, Die neue Kulturgeschichte, 595–601, hier 596.

²⁷ Sokal/Bricmont, Eleganter Unsinn; Schulte, Der deutsch-deutsche Schäferhund, dazu Heitzer/Schultze (Hrsg.), Chimära mensura?; https://de.wikipedia.org/wiki/Sokal_Squared [abgerufen 21.09.2025].

²⁸ Berghoff/Vogel (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte; Lipp, Diskurs; Stollberg-Rilinger (Hrsg.), Kulturgeschichte; rückblickend Dartmann, Kulturgeschichte.

²⁹ Vgl. Nicklas, Macht als Antwort auf Landwehr, Diskurs.

einer offenen Diskussion im Wege.“³⁰ Ob sich offene „konservative“ und parteipolitische Agitation gegen Postmoderne, plurale Gender-Forschung etc. soviel besser mit guter wissenschaftlicher Praxis verträgt, ist eine andere Frage. Der Versuch die Kulturgeschichte des Politischen zu politisieren („Wir wittern Politik“) lief jedoch ins Leere.

Phase 3) lässt sich als Konsolidierungsphase der Handbuchproduktion beschreiben und erstreckt sich von etwa 2000 bis 2010.³¹ In den Worten Peter Burkes: „Der Beginn des neuen Jahrtausends scheint eine Zeit der Besinnung, eine Bestandsaufnahme und der Konsolidierung zu sein. [...] Es muss jedoch gesagt werden, daß solche Bestandsaufnahmen meist auf die kreativste Phase einer kulturellen Bewegung folgen“.³² Meilensteine der Handbuchphase sind etwa Ute Daniels *Kompendium Kulturgeschichte* von 2001 oder aus dem Augsburger Institut *Grundfragen der Kulturgeschichte* von Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Weber von 2007 sowie die *Einführung in die europäische Kulturgeschichte* von Achim Landwehr und Stefanie Stockhorst.³³ In dieser Phase waren die meisten Schlachten geschlagen, und junge Lehrstuhlinhaber*innen machten sich an die Kartierung eines Kanons der Kulturgeschichte. Auch hier ließ die Kritik nicht auf sich warten. Ich zitiere aus einer Polemik Norbert Schindlers: „Es bedarf lediglich eines Spaziergangs durch heutige Universitätsbuchhandlungen, um zu sehen, wie stark inzwischen neuartig konventionelle Lehrbücher die sperrigen wissenschaftlichen Monografien abgelöst haben, wie sehr die pionierhafte Entdeckerfreude einem vermeintlich alles in sich einbegreifenden Handbuchwissen gewichen ist. Auch wenn diese Konvolute ihre zeitgeistigen Lockerungsübungen absolviert haben und sich heutzutage lieber ‚Orientierung‘, ‚Leitfaden‘ oder ‚Kompendium‘ nennen, bleibt ihr wesentlicher Effekt doch der gleiche: Man wird an die Hand genommen und durch ein Haus geführt, das so merkwürdig wohleingerichtet und durchgestylt wirkt, daß man unwillkürlich nach dem Innenarchitekten fragen möchte. In den neuen Warenhäusern der Kulturwissenschaft gibt es alles, was des Wissenschaftskonsumenten Herz begeht – und eine ordentliche Fachdisziplin ausmacht. Es gibt Vorläufer und Gründerväter, die der Sache die erforderliche Autorität verleihen, abgezirkelte Themenkreise und Arbeitsfelder, auf denen man sich ausprobieren kann, einen Code („Schlüsselwörter“), den man beherrschen muß, verbindliche Studiengänge und imponierende

³⁰ Rödder, Klios neue Kleider, 687, in Antwort u. a. auf Stollberg-Rilinger (Hrsg.), *Kulturgeschichte*.

³¹ Einen guten Überblick bis 2009 bietet Tschopp, *Die Neue Kulturgeschichte. Landwehr zitiert 2025 zum Beleg der Konjunktur kulturhistorischer Fragestellungen und Ansätze fast ausschließlich Literatur, die zwischen 2000 und 2008 erschienen ist*, vgl. Landwehr, *Kulturgeschichte (2025)*; mit Ausnahme von Arcangeli [u. a.], *The Routledge companion*.

³² Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, 147.

³³ Daniel, *Kompendium*; Tschopp/Weber, *Grundfragen*; Landwehr/Stockhorst, *Einführung*; als einschlägige Anthologie von Texten vgl. auch Conrad/Kessel (Hrsg.), *Kultur & Geschichte*; McCaffery/Marsden (Hrsg.), *The Cultural History Reader*.

Referenzadressen wie bei der DFG, und nicht zuletzt natürlich jede Menge kritischer Reflexion.“³⁴

Gleichzeitig wurde eine latente Konfliktlinie sichtbar, die nur selten explizit ausgesprochen wurde, und das ist eine disziplinäre Trennlinie zwischen Literaturwissenschaften, Philosophiegeschichte, Kunst- und Musikwissenschaften einerseits und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Kulturanthropologie andererseits.³⁵ Einige Argumente sind bereits recht alt. Schon 1985 erschien im *Freibeuter* ein Gespräch zwischen Pierre Bourdieu, Roger Chartier und Robert Darnton anlässlich von Darntons vieldiskutiertem *Katzenmassaker*.³⁶ Bourdieu kritisiert darin einen „Pansemioismus“, der alles in Texte, Zeichen und Bedeutungen auflöse.³⁷ Diese Kritik impliziert noch mehr, tangiert sie doch auch das Verständnis von Empirie und sozialer Wirklichkeit. Schindler spitzt den Vorwurf historisch-anthropologisch wie folgt zu: „Die Diskursanalytiker hingegen halten sich nach wie vor ungebrochen an den literaturhistorisch überlieferten Höhenkamm, vertieft allenfalls durch zeitgenössische Traktatliteratur. Sie vereinigen sich im Glauben an die Dignität eines spezifischen Ausschnitts der sozialen Wirklichkeit, indem sie über dessen Ausschnittcharakter und die von ihnen vorgenommene Selektion vornehm hinwegsehen, den die Sozialhistoriker in besseren Zeiten, als sie sich ihrer Sache noch etwas sicherer waren, umgangssprachlich als ‚normative Quellen‘ bezeichneten.“³⁸ Ein Vorwurf, der klingt, als ob er von der Kritik an der Ideengeschichte geerbt worden sei, und den man gewiss nicht der ganzen, zudem methodisch äußert vielschichtigen, historischen Diskursanalyse machen kann. Denn die trat ja gerade an, um entsprechende Reduktionismen zu überwinden.³⁹ Er steht aber oft genug mehr oder weniger latent bei interdisziplinären Tagungen im Raum, wenn über den ‚richtigen‘ Zugang zu einem Thema gerungen wird. Gleichzeitig machen solche Geltungskämpfe deutlich, dass die wissenschaftlichen Grenzarbeiten im Umgang mit der Kulturgeschichte nicht allein ein innergeschichtswissenschaftliches Phänomen darstellen, sondern auch disziplinär zwischen von Historiker*innen gemachter Kulturgeschichte und von Nicht-Historiker*innen betriebener historischer Kulturwissenschaft betrieben werden.⁴⁰

Entsprechende Kritiken haben jedoch weitere institutionelle Verfestigungen nicht gebremst. Auf der Konferenz „Varieties of Cultural History“ an der Universität Aberdeen vom 5.–8. Juli 2007 wurde von Peter Burke die Gründung einer internationalen Gesellschaft für Kulturgeschichte vorgeschlagen, die dann in Ghent am 31. August 2008 als *International Society for Cultural History* aus der

³⁴ Schindler, Unbehagen, 279.

³⁵ Zweifellos gibt es auch diverse disziplinäre Querlinien der Debatte, etwa wenn Bourdieu Kritik an Geertz übt oder Historische Anthropologen an Diskursanalytikern.

³⁶ Darnton, Katzenmassaker.

³⁷ Bourdieu, Schwierige Interdisziplinarität, 64.

³⁸ Schindler, Unbehagen, 281.

³⁹ Als guten Überblick über Debatten zur Diskursgeschichte vgl. Schöttler, Nach der Angst.

⁴⁰ Zur Grenzarbeit vgl. Gieryn, Cultural Boundaries.

Taufe gehoben wurde. Sie umfasst keineswegs nur Historiker*innen, sondern verfolgt ein transdisziplinäres Verständnis von Kulturgeschichte. Seit 2012 verfügt die Gesellschaft mit *Cultural History* auch über eine eigene, zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift. In ihrem ersten Heft diskutierte Peter Burke Stärken und Schwächen der Kulturgeschichte und machte eine Totalisierung als Problem aus: „The problem is that if all history is cultural history, we do not need the adjective at all.“⁴¹ Die Kulturgeschichte drohte zum Opfer ihres eigenen Erfolgs zu werden, der einer völligen Entdifferenzierung zuarbeitete.

Als Phase 4) lässt sich die der *Cultural turns* im Plural ausmachen, eine Phase, die bereits inmitten der Handbuchphase einsetzt. So ist für die Metareflexion der *turns* Doris Bachmann-Medicks problemorientierte Synthese *Cultural Turns* von 2006 einflussreich geworden.⁴² 2019 listet sie einen „interpretive turn, performative turn, reflexive turn, postcolonial turn, translational turn, pictorial/iconic turn, spatial turn und – in jüngerer Zeit – emotional turn, neurobiological turn, ethical turn, practice turn, media turn, digital turn, post-humanist turn, religious turn“ auf.⁴³ Das „Schwanken zwischen konstruktiver turn-Verarbeitung und gleichzeitiger turn-Abwehr“ sei „typisch für eine Übergangsreaktion, die auf aktuelle Umbruchprozesse in der Wissenschaftslandschaft der Geistes- und Kulturwissenschaften“ hindeute.⁴⁴ Es sei jedoch eine „weiterhin offene Frage, ob die Dynamik der Kultlwissenschaften insgesamt ihre Triebkraft auch in Zukunft hauptsächlich aus turns gewinnen wird“.⁴⁵ Die *turns* schienen für längere Zeit den Modus der Innovation festzuschreiben und führten zu einem erneuten Gefühl der Unübersichtlichkeit, dem bereits Bachmann-Medicks „Neuorientierungen“ Rechnung trug.

Da auch die *turns* mittlerweile Ermattungssymptome aufweisen, scheint es geboten, noch eine fünfte Phase 5) seit etwa 2010/15 zu unterscheiden, für die ein Verstummen der Debatte charakteristisch ist. Der Google NgramViewer ergibt einen interessanten Befund: Während *Kulturgeschichte* und *histoire culturelle* einen klaren Abwärtstrend aufweisen, hat sich *cultural history* offenbar nach kurzer Flaute wieder gefangen. Dabei ist es kaum absehbar, ob es sich um eine Normalisierung, Ermüdung, eine Art Fade-Out oder die Überschreibung durch andere Bewegungen mit paradigmatischen Ambitionen handelt. Heiße Kandidaten wären Postkolonialismus und Globalgeschichte oder Anthropozän und Umweltgeschichte.

Ein weiterer Grund für die unterschiedlichen sprachlichen Konjunkturen der Kulturgeschichte, mag im größeren anglophonem Handbuchmarkt und der englischsprachigen Publikationstätigkeit etwa der *International Society for*

⁴¹ Burke, Strengths, 3.

⁴² Bachmann-Medick, Cultural Turns.

⁴³ Bachmann-Medick, Cultural Turns, Version: 2.0.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd.

Cultural History liegen, in der beispielsweise deutsch- und französischsprachige Autor*innen auf Englisch schreiben.⁴⁶

Manch einem möchte die Kulturgeschichts-Debatte angesichts eines drohenden Relevanzverlustes von Geschichte bzw. deren bewusster bildungspolitischer Marginalisierung und Domestizierung im US-amerikanischen Fall eher überkommen erscheinen. 2014 sorgte das *History Manifesto* von Guldi und Armitage dafür, dass Argumente beider Debatten sich miteinander verquickten. So machten die Verfasser des Manifests Studien mit „biological time-spans of between five and fifty years“ dafür verantwortlich, der Disziplin der Geschichtswissenschaft „habits of microscopic attention“ eingetragen zu haben, die in letztlich in „praktischer Irrelevanz“ kulminiert seien.⁴⁷ Nur Studien langer Dauer könnten Relevanz beanspruchen, ein klarer Schlag gegen die mikrohistorischen Präferenzen der neuen Kulturgeschichte.

Gleichwohl ist die Bildung von Kultur-Komposita nicht verstummt: Man debattiert weiter über Hofkultur, Konfessionskultur, Gewaltkultur, Gelehrtenkultur, Wissenskultur etc.⁴⁸ Jenseits der Geschichtswissenschaft ist die Lage nicht minder diffus. Ob etwa die Gründung der „Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft“ in Koblenz am 23. Januar 2015 eher einen Versuch darstellt, Terrain in einem „Rückzugsgefecht“ gut zu machen, oder einen Konsolidierungseffekt markiert, ist schwer zu entscheiden.

Überdies wirken manche der jüngeren kulturgeschichtlichen Sammelband-Initiativen in der allgemein abgekühlten Debattenlandschaft ein wenig wie Festivals eines vergangenen Musiktrends. Die Gemeinde der New Wave Fans etwa trifft sich weiter zu ihren alten und neuen Bands, bestimmt aber nicht mehr die lauten und trendigen „Sounds“ des ganzen Faches.

Lässt man die Titel der letzten 20 Historikertage Revue passieren, sind die Spuren der Kulturalisierung nur ansatzweise zu erkennen, sie erscheinen eher als Zwischenspiel („Intentionen – Wirklichkeiten“ Frankfurt a. M. 1998; „Kommunikation und Raum“ Kiel 2004, „GeschichtsBilder“, Konstanz 2006). 2008 kündigt sich eine Rückkehr der ‚harten‘ Themen an, mit u. a. „Ungleichheiten“ (Dresden 2008), „Ressourcen-Konflikte“ (Mainz 2012), „Gewinner und Verlierer“ (Göttingen 2014); „Gespaltene Gesellschaften“ (Münster 2018) oder „Dynamiken der Macht“ (Bonn 2025). Mit diesen Themen sind immer auch kritische

⁴⁶ Arcangeli [u. a.], *The Routledge companion*.

⁴⁷ Guldi/Armitage, *History Manifesto*, 7, 84; kritisch Cohen/Mandler, *History Manifesto*, mit bellizistischer Bildsprache “It is probably in the nature of manifestos to be one-eyed and just a little authoritarian: they are rallying cries to lead soldiers into battle. For that reason, history is a subject almost uniquely ill-suited to manifestos. Historians are not soldiers; they don’t fight on a single front, and—at a time when, more than ever before, historians have been operating in an impressive diversity of modes and theaters—they certainly don’t need to be led in one direction.”, vgl. auch die Replik von Guldi/Armitage, *A Reply*.

⁴⁸ Emich, *Konfession*; Aschmann, *Militärische Gewaltkulturen*. Besonders ausgeprägt ist die Kompositbildung bei Maurer, *Kulturgeschichte*; dazu auch Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, 49.

Perspektiven verbunden, die im Zeichen der *turns* für manchen in die Krise geraten zu sein scheinen.

3. „From optic to topic“. Kritik in der Krise?

In einem Diskussionsforum des *American Historical Review* hat Gary Wilder 2012 in seinem Aufsatz *From Optic to Topic: The Foreclosure Effect of Historiographic Turns* die Zähmung des kritischen Impulses vieler Ansätze als *turns* beklagt.⁴⁹ Die Schule der Annales etwa habe noch „kritische Fragen aufgeworfen, die in den Geisteswissenschaften produktive Resonanz fanden und ihre aktuelle Situation auf den Punkt brachten“.⁵⁰ Im Gegensatz dazu sei die disziplinäre Geschichtswissenschaft heute durch eine Vielzahl von „*topical turns*“ und einen Mangel an „aktuellen Fragen“ gekennzeichnet.⁵¹ Die Frage, der wir uns stellen müssen, so Wilder sei, „ob der Diskurs und die Logik der ‚Wenden‘ uns bei der entscheidenden Aufgabe, eine kritische Geschichte zu schreiben, die sowohl empirisch fundiert als auch theoretisch selbstreflexiv ist, helfen oder behindern“.⁵² Er verdeutlicht das an der Wendung zur *imperial history*: So werde die „tatsächliche Öffnung, die eine imperiale Perspektive bietet, auf ein konventionelles Thema reduziert, das mit Methoden behandelt werden kann, die den analytischen Rahmen, den diese Perspektive bietet, außer Acht lassen.“⁵³

An drei *turns* bzw. Zugängen kann diese Entwicklung kurz verdeutlicht werden. Besonders evident ist sie wohl im Bereich der Geschlechtergeschichte.⁵⁴ Hier traten feministische Strömungen, später auch die neue Männergeschichte an, die historische Konstruktion von Geschlecht radikal zu hinterfragen. Auch wenn über die konkreten Ansätze nicht immer Einigkeit herrschte und herrscht, bestand doch eine Art Grundkonsens im gesellschaftskritischen Perspektivwechsel. Dieser geht verloren, wenn Frauen einfach zu einem Thema neben anderen werden, etwa auf einer Tagung zur Hofkultur selbstverständlich auch das Frauenzimmer Berücksichtigung findet. Wilder zitiert Joan Scott, die beschreibt, wie der „Widerstand [gegen Theorie] von Historikern in Form einer oberflächlichen Akzeptanz des Vokabulars der Theorie im Dienste ihrer Domestizierung zum Ausdruck kommt“.⁵⁵ Sie berichtet, dass „sogar das Geschlecht“ schnell zu einem „praktischen Etikett“ wurde, „dessen Verwendung uns eher beruhigte als beunruhigte und Fragen zu Antworten machte, bevor sie überhaupt gestellt worden waren“. Auf genau diese

⁴⁹ Wilder, Optic.

⁵⁰ Ebd., 744.

⁵¹ Ebd., 745.

⁵² Ebd., 726.

⁵³ „In this way, the real opening provided by an imperial optic is reduced to a conventional topic that can be treated in accordance with methods that discount the analytic framework that that optic offers“; ebd., 736.

⁵⁴ Ebd., 729.

⁵⁵ Scott, History-writing, 22; Wilder, Optic, 729.

Weise nutzten Historiker*innen „die historiografischen Wendungen, um die Arten von Belegen und Objekten zu erweitern, die nun gesammelt und interpretiert werden konnten, ohne dass sie sich gezwungen sahen, ihre Rahmenbedingungen und Formen der historischen Analyse in Frage zu stellen.“⁵⁶

Auch im *Material Turn* drohen ähnliche Verschiebungen.⁵⁷ Rainer Beck hat am Beispiel der Konsumgeschichte davor gewarnt. So neigten die „cultural studies“, indem sie das „Begehr, das Spiel und die Verfeinerung zu ihrem Thema [...] erheben“ dazu, „die Grenzen zwischen ‚Luxus‘ und commodities bzw. decencies wieder verfließen zu lassen“, was durchaus „instruktiv sein könne“.⁵⁸ „Gelegentlich aber“ führe diese „Erweiterung“ zu nicht mehr als einem peinlichen Schwelgen in der Waren- und Phantasiewelt Privilegierter und Reicher.“ Verbindet man den Luxuskonsum einer Hofdame noch mit dem Frauenzimmer, kommt auch der *spatial turn* zum Tragen. Auch er ist als kritischer Zugang entstanden, man denke an seine Vordenker wie Henri Lefebvre oder Michel Certeau aus der kritischen Stadtforchung.⁵⁹ Verräumlichungen und den Bedeutungen von Orten und Räumen nachzuspüren, waren eine machtkritische Operation – den Raum zu einem Thema neben anderen zu machen, würde ihr diesen kritischen Stachel ziehen.

Ein 2020 *Routledge Companion to Cultural History in the Western World* weist in ähnliche Richtungen, ohne dass das die Qualität der einzelnen Beiträge schmälern würde.⁶⁰ In drei Zeitschritten 1250–1500, 1500–1750 und 1750 bis zur Gegenwart verhandeln 32 Beiträge u. a. Kulturen des Poltischen, materielle Kultur, kulturelle Begegnungen, Emotionen, Wissenstransfer, Zeiterfahrungen, Mobilität, Naturkatastrophen, Medien, Postkolonialismus, Trauma, Kulturen des Kalten Krieges oder Kulturen des Kommerzes. Damit zeigt der Band einerseits klassisch, dass jeder historische Gegenstand sich als Kulturgeschichte schreiben lässt, vermittelt aber gleichzeitig, noch unterstützt durch die Epocheneinteilung und den Raumbezug, im Sinne der ‚Topifizierung‘ den Eindruck Kulturgeschichte „as a respected branch of history“ setze sich aus ihren Themen zusammen.⁶¹

Kritische Geschichtswissenschaft ist übrigens kein Epochenprivileg der Neueren und Neusten Geschichte, wie gern von Bielefelder oder Berliner Historikern geglaubt. Was könnte politischer sein als die Schicksale und das Engagement eines Mediävisten wie Marc Bloch oder von Frühneuzeit-historikerinnen wie Natalie Zemon Davies, Carlo Ginzburg oder Hans Medick?⁶² Die wissenssoziologische Signatur der Politisierung der Epochenvertreter*innen changiert zweifellos, doch ist diese keine Frage der Nähe oder Ferne zur

⁵⁶ Wilder, Optic, 729.

⁵⁷ Füssel, Materialität.

⁵⁸ Beck, Luxus.

⁵⁹ Als Überblick vgl. Rau, Räume.

⁶⁰ Arcangeli [u. a.] (Hrsg.), *The Routledge companion*.

⁶¹ Ebd., 1.

⁶² Schindler, Natalie Zemon Davis; Ginzburg, Richter; Medick, Begegnungen; Schöttler, Aktivismus.

Gegenwart. Gerade methodisch und theoretisch vertrat die Vormoderne lange Zeit die Avantgarde, während sich die Zeitgeschichte gern in Debatten um Modernisierungs-Begriffe festfuhr. Ein jüngeres Themenheft von Geschichte und Gesellschaft vom 2024 ist dem Thema *Aktivismus und Geschichtswissenschaft* gewidmet und zeigt, dass die Geschichtswissenschaft weder affirmativer noch ärmer an Debatten geworden ist, sich die Frontlinien jedoch mittlerweile verschoben haben.⁶³ An der Diskussion und Konjunktur eines Begriffes wie des Anthropozän, als arg verkürzt einer historischen Tiefenepoche, seit der die Menschheit zu ihrer eigenen Zerstörung befähigt wird, lassen sich solche Verschiebungen sichtbar machen.⁶⁴ Der Begriff hat klar kritisch-aktivistisches Potential im Engagement gegen den menschengemachten Klimawandel, er bezeichnet aber zunächst einmal ein existentielles Problem, nicht eine Theorie oder Methode. Die darauf angewandten Zugänge scheinen bislang eher fern der neuen Kulturgeschichte, setzen auf Epochenskalierungen, arbeiten eher makro- als mikrogeschichtlich und stehen im Dialog mit den Naturwissenschaften. Doch in den *environmental humanities* mehren sich Versuche, auch kulturhistorische Ansätze zum Anthropozän in Stellung zu bringen. Das wird eine Bewährungsprobe für die Kulturgeschichte, an der sich auch zeigen wird, welchen Stellenwert kritische Geschichtswissenschaft kulturhistorischen Theorien und Methoden weiter einräumt.

4. „Beyond the cultural history“ oder Wo liegt die Zukunft der Kulturgeschichte?

Historiker*innen haben es auch bei ihrem eigenen Fach nicht leichter als bei anderen Themen in die Zukunft zu schauen. Doch drängt sich bei aller berechtigten Zurückhaltung gegenüber jedweder Prognostik gern die Frage auf: Was kommt als nächstes, was kommt danach? Peter Burke, als einer der profiliertesten Advokaten einer neuen Kulturgeschichte, hat sich in jüngerer Zeit auch an die Deutung der Versuche gemacht, konzeptionell Wege „beyond the cultural turn“ zu gehen.⁶⁵ Bereits in seiner Einführung *Was ist Kulturgeschichte?* von 2004 hat er das abschließende Kapitel mit *Jenseits der kulturellen Wende?* überschrieben. Darin erörtert er drei „alternative Szenarien“, die er erstens in „Burckhardts Rückkehr“, stellvertretend für eine „Wiederbelebung der traditionellen Kulturgeschichte“, zweitens in der „Ausdehnung der Kulturgeschichte auf weitere Gebiete“ wie Politik, Gewalt oder Ökonomie und drittens in der „Rache der Sozialgeschichte“ als Gegenbewegung zu einem konstruktivistischen Reduktionismus sieht.⁶⁶ Ausgerechnet in der ersten Ausgabe Zeitschrift *Cultural and Social History*

⁶³ Geschichte und Gesellschaft 50/1 (2024).

⁶⁴ Vgl. als Überblick Tanner, Anthropozän.

⁶⁵ Bonnell/Hunt (Hrsg.), Beyond the cultural turn.

⁶⁶ Burke, Was ist Kulturgeschichte?

wurden 2004 von Peter Mandler epistemologische „Probleme der Kulturgeschichte“ aufgespießt, woraus sich eine lebhafte Debatte entspann, die in vielem bis hin zur bellizistischen Diktion der deutschen Debatte zu gleicher Zeit ähnelte.⁶⁷

2009 hat Silvia Tschopp zukünftige Perspektiven der Kulturgeschichte ausgeleuchtet und dabei nach dem Prinzip eines dialektischen Umschlagens, dass die „blindten Flecken“ eines Ansatzes in den Blick rückt, die Berücksichtigung der „materielle[n] Dimension von Geschichte“, „die materielle Begründung historischer Prozesse“ und die „materielle Bedingtheit des Menschen und der ihn umgebenden Welt“ als mögliche Wege jenseits der Kulturgeschichte bzw. eine ihrer produktiven Herausforderungen skizziert.⁶⁸ Die Entwicklung der letzten 15 Jahre hat ihr da durchaus Recht gegeben, doch ist über ‚materielle Kultur‘ das Materielle und der *material turn* immer noch in die Kulturgeschichte und ihre *turns* eingebunden.⁶⁹ Philipp Sarasin hat 2011, ohne mit einem Wort die Kulturgeschichte zu nennen, die Wissensgeschichte als „als eine der möglichen Nachfolgerinnen namentlich der Gesellschaftsgeschichte“ ins Spiel gebracht und die Kulturgeschichte gewissermaßen übersprungen.⁷⁰

In einem Sammelband zu *New Directions in Social and Cultural History* wurde 2018 die Frage gestellt: „Where is social and cultural history now and where is it heading?“. Hinsichtlich der in den Beiträgen des Bandes darauf gegebenen Antworten werteten die Herausgeberinnen es als „erfrischend“, dass die Beiträgerinnen nicht erneut das Feld der „Beziehungen zwischen Sozial- und Kulturgeschichte“ bespielten, über das in den letzten Jahren so viel geschrieben worden sei.⁷¹ Beide Begriffe seien indes heute bewusst zu einem Begriffspaar verschmolzen worden: „Moreover, the writers in this collection move across the frontier between social and cultural history, taking the two terms as a linked couplet which are not mutually exclusive but critically engaged.“⁷² Drei Sektionen behandeln „Histories of the human“ (u. a. Emotionen, Körper), den „Material turn“ (u. a. Märkte, Bilder) und „Challenges and provocations“ (Human-Animal Studies, transnationale Geschichte, Umweltgeschichte und Raumgeschichte) sowie ein Nachwort zur „Digital History“.

⁶⁷ Mandler, The Problem, darauf reagierend Hesse, The New Empiricism; Jones, Peter Mandler’s Problem; Watts, Thinking about the X factor; und die Replik auf die Kritik von Mandler, Problems. Darin als bellizistisches Rhetorik-Beispiel “What all these responses have in common, it seems to me, is a certain brittle defensiveness about cultural history – a tendency to circle the wagons against the enemy, real or imagined – and a preference, if some distancing has to be hazarded, for that to take the form of historicizing rather than practical criticism.”, ebd., 328.

⁶⁸ Vgl. Tschopp, Die neue Kulturgeschichte, 601–604.

⁶⁹ Füssel, Materialität.

⁷⁰ Sarasin, Was ist Wissensgeschichte?. 163.

⁷¹ Handley [u. a.] (Hrsg.), *New Directions*.

⁷² Ebd., Foreword, XIII.

Abermals 2020 hat Burke dann in einem kurzen Essay vier „Versuche“ jenseits der Kulturgeschichte unterschieden.⁷³ Zunächst sieht er den Kulturbegriff als solchen weiterhin als unverzichtbar an, spezifiziert ihn jedoch mit James Clifford weg von einem „System der Symbole und Bedeutungen“, wie ihn Geertz dachte, hin zu einer „Sammlung“ oder gar einem „System“ von Praktiken. Zweitens sieht er einen Trend von der Kultur zur Natur, konkret zur Umweltgeschichte. Das bleibt nicht ohne epistemologische Konsequenzen. „Historians of the environment draw on the results of ‚hard science‘, such as geology, biology, natural history and climatology, and this difference in method is likely to lead to a return to the critique of cultural history as imprecise, impressionistic and ‚fuzzy‘.“⁷⁴ Die dritte Herausforderung sieht Burke im „neuroscientific turn“, zu den sich auch Lynn Hunt als einstige Gallionsfigur einer zunächst anthropologisch, später psychoanalytisch inspirierten Kulturgeschichte hingewandt hat.⁷⁵ Diese „history from within“, speziell in ihrer *deep history* Version, überzeugt Burke allerdings nicht, wenngleich er sich über ihre Wirkmächtigkeit keine Illusionen macht. So bemerkt er, dass man den revolutionären Wandel, für den sich Hunt im Zusammenwirken von Empathie-Entwicklung und der Deklaration der Menschenrechte interessiert, auch ganz gut ohne jede Referenz auf Neuronen erklären könne.⁷⁶ Als vierte Debatte sieht Burke einen Wandel in der „Machtbalance“ zwischen einer ‚weicher‘ oder einer ‚härteter‘ Sozialgeschichte. Der marxistische Sozialhistoriker Geoff Eley etwa erklärt: „I see absolutely no reason why the ‚cultural turn‘ should be the end of the story or the final chapter in some whiggish romance of ever-improving historiographical sophistication. Something else, I’m sure, is lying in wait.“⁷⁷ Anstatt wie Eley es fordert, Kulturgeschichte wieder in einer neuen Gesellschaftsgeschichte aufzuheben und damit das Rad gewissermaßen zurückzudrehen, sieht Burke weiter eine „socio-cultural history“ als produktiven Mittelweg an.⁷⁸

Ganz ähnlich hat auch Doris Bachmann-Medick von „wirkungsvollen returns“ der Kulturwissenschaften gesprochen. Adressiert sind damit Ansätze, die helfen „kulturwissenschaftliche Theoriearbeit neu zu definieren“ und wie sie im Anschluss an Wolfgang Maderthaner und Lutz Musner formuliert, dies mit einem „Selbstverständnis“ tun, „das nicht mehr allein einer ‚auf das Symbolische reduzierte(n) Betrachtungsweise‘ folge, welche über lange Zeit hinweg an einer ‚Entsorgung des Sozialen‘ mitgewirkt habe. Die gegenwärtigen Kulturwissenschaften sind vielmehr verstärkt auf gesellschaftliche, historische, soziale und materielle ‚Lebensvollzüge‘ und auf dringliche gesellschaftliche Probleme hin orientiert – auf die Analyse von ökologischen Krisen, Klimawandel, Migration, globalen Konfliktherden, aber auch auf die medialen und digitalen Prägungen der

⁷³ Burke, Knowledge.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Hunt, Inventing.

⁷⁶ Burke, Knowledge.

⁷⁷ Eley, Crooked Line, 202.

⁷⁸ Burke, Knowledge.

Alltagserfahrungen. Diese Entwicklung scheint geradezu einen ‚socio-political turn‘ der Kulturwissenschaften insgesamt nahezulegen [...] und wäre damit ein unverzichtbarer Gegenzug zum konstruktivistischen Weiterschrauben der bisherigen cultural turns.“⁷⁹ Susan Hegeman hat bereits 2012 sogar von einem *cultural return* geschrieben.⁸⁰

Zu den ‚lebenserhaltenden‘ Maßnahmen der Kulturgeschichte zählt auch ein Ausbau bzw. eine Verfeinerung des Werkzeugkastens. Gut sichtbar ist das am Schlagwort der „historischen Praxeologie“, die sich von einem Synonym für menschliches Handeln in der Geschichte allgemein, zu einem wesentlich präziseren Instrument gewandelt hat.⁸¹ Schon um 2000 hatte man die Formel „Kultur als Praxis“ diskutiert und damit die Praxeologie innerhalb der Kulturgeschichte in der Erweiterung situiert.⁸² Eine Ablösung der Kulturgeschichte durch die Praxeologie ist jedoch nicht ersichtlich und würde auch beiden nicht gut tun: die Praxeologie würde dadurch völlig überspannt und die Kulturgeschichte methodisch eingeengt.

Innerhalb der Historischen Anthropologie hat Caroline Arni 2018 vor dem Hintergrund eines *ontological turn*, für den u. a. Denker*innen wie Philippe Descola, Eduardo Viveiros de Castro und Marilyn Strathern stehen, für eine Rückbesinnung auf die kritischen Potentiale eines Kulturbegriffes aus den Anfangsjahren der Historischen Anthropologie in den frühen 1990er Jahren plädiert.⁸³ Damit sollen dem Kulturbegriff nicht „im Modus disziplinärer Buchhaltung Verlustscheine aller Art“ ausgestellt werden: „das Politische habe er vernachlässigt, das Große aus den Augen verloren, die lange Dauer gering geschätzt, das Allgemeine negiert, Wirtschaftliches übersehen, Kausalität vertrödelt“. Es gehe nicht um ein Scheitern des „kulturbegriffliche[n] Programm[s]“, denn dieses habe „naturalisiertes Terrain historisch urbar gemacht, neue Gegenstände erschlossen [und] Modi der historischen Explikation erweitert.“ Die Frage sei vielmehr, „ob diese Produktivität an eine Grenze stößt, die eine neue Sichtung der Programmatik nötig macht“⁸⁴.

Einen re-turn der anderen Art markieren die sogenannten Digital Humanities. In ihnen kehren die totgeglaubten Zahlenreihen und Vollständigkeitsfantasien der Sozialgeschichte der 1970er in ungeahnt radikaler Weise zurück. Qualitative Analysen scheinen eine Art Auslaufmodell, genauso wie Mitte der 1970er Jahre schon einmal. Emanuel Le Roy Ladurie formulierte 1973: „Der Historiker der Zukunft werde Programmierer sein, oder er werde nicht mehr sein“ („l’historien

⁷⁹ Bachmann-Medick, Cultural Turns, Version: 2.0.

⁸⁰ Hegeman, Cultural return.

⁸¹ Füssel, Praxeologische Perspektiven; Füssel, Praxeologie; Haasis/Rieske (Hrsg.), Historische Praxeologie.

⁸² Sewell, Concept(s) of Culture, 46f.; Biernacki, Language; Hörning/Reuter (Hrsg.), Doing Culture.

⁸³ Arni, Nach der Kultur.

⁸⁴ Ebd., 202.

de demain sera programmeur ou il ne sera plus“).⁸⁵ Zumindest sind sie mitten unter uns und in jedem zweiten Drittmittelantrag vertreten. Eine krude Ablehnung dieser Zugänge wäre ebenso sinn- wie folgenlos, stattdessen scheint ein produktiver Dialog mit historischer Tiefenschärfe angebracht, der daran erinnert, welche Debatten bereits geführt worden sind.⁸⁶

5. Fazit

Trotz der geschilderten Konjunkturschwankungen würde ich mich missverstanden fühlen, wenn meine Ausführungen als eine Art Leichenpredigt auf die neue Kulturgeschichte verstanden würden. Die Kulturgeschichte ist keineswegs tot, doch spürt sie durchaus negative Folgen ihres eigenen Erfolges. Viele Zugänge erscheinen heute so selbstverständlich, dass man ihre Wahl kaum mehr reflektiert. Innovation scheint auf die richtige Auswahl aus dem Warenkorb der *turns* reduziert. Hier kann verstärkte Methodenreflexion helfen, die meines Erachtens eines der Gegenmittel gegen die Reduzierung auf Gegenstände im Sinne der Topifizierung bietet. Ein weiteres ist die Reflexion darüber, warum man sich überhaupt für Kulturgeschichte und damit eine kritische Geschichtswissenschaft entscheidet (und dann die kritische Komponente nicht zu vergessen). Historisierung bedeutet nicht ein ‚Hinter sich lassen‘, Abhaken oder das Markieren einer überwundenen Stufe, sondern eine Kontextualisierung, die einer gewissen Distanz bedarf. Es gibt weder eine Notwendigkeit, Ansätze, die sich bewährt haben, vorschnell über Bord zu werfen, noch sich auf dem Erreichten auszuruhen und die eigene kulturalistische Komfortzone nicht mehr zu verlassen.

Mit Blick auf die zurückliegenden Konflikte scheint die Kulturgeschichte allmählich in eine post-hegemoniale Phase eingetreten zu sein. Nachdem die diskursive Hegemonie von der Sozialgeschichte übernommen worden war und der Ansatz sich in Handbüchern kanonisierte, trat mit der Phase der *turns* eine neue Unübersichtlichkeit ein, in der es weder vergleichbar klare Frontstellungen gibt, noch trotz vieler Kandidaten ein neuer Hegemon in Sicht ist. Und ob das überhaupt wünschenswert wäre, steht zudem infrage. Doch auch wenn man eine Abneigung gegen diese agonale Sprache und Denkweise hegt, sollte man wissenssoziologisch auch nicht naiv sein, stehen doch der Geschichtswissenschaft genug Herausforderungen ins Haus.

Doch wie kann es weitergehen mit der Kulturgeschichte? Glaubt man Kennern der Szene handelt es sich quasi um einen historiografischen Jungbrunnen: „Kulturgeschichte zeichnet sich eher aus [sic], immer wieder neu sein zu können“⁸⁷ Für die neue Kulturgeschichte als Teil der Kulturwissenschaften scheint das große – und für die Geisteswissenschaften im Grunde nicht geschaffene Wort – vom

⁸⁵ Le Roy Ladurie, *Le territoire*.

⁸⁶ Vgl. etwa am Beispiel der ‚Datenbank‘ Rüther, *Rituale*, 77–80.

⁸⁷ Landwehr, *Kulturgeschichte* [2025], 70.

Paradigmenwechsel durchaus angemessen. Weniger angemessen scheint es mir jedoch, sich zurückzulehnen und auf den nächsten Paradigmenwechsel zu warten wie auf einen Zug. Vielmehr gilt es im Sinne mancher der Returns, empirisch wie konzeptionell vorhandene Potentiale weiterzuentwickeln. Das Augsburger Institut für Kulturgeschichte ist ein guter Ort, um dies zu tun, und dafür wünsche ich ihm eine nachhaltige, produktive und offene Zukunft.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Arcangeli, Alessandro, Cultural history: a concise introduction, London/New York 2012.
- /Rogge, Jörg/Salmi, Hannu (Hrsg.), The Routledge Companion to Cultural History in the Western World, London/New York 2020.
- Arni, Carolin, Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung, in: Historische Anthropologie 26 (2) (2018), 200–223.
- Aschmann, Birgit u. a. (Hrsg.), »When you catch one kill him slowly« Militärische Gewaltkulturen von der Frühen Neuzeit bis zum Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 2024.
- Bachmann-Medick, Doris, Cultural turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2006.
- , Cultural Turns, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 17.06.2019, http://docupedia.de/zg/Bachmann-Medick_cultural_turns_v2_de_2019.
- Beck, Rainer, Luxus oder Decencies? Zur Konsumgeschichte der Frühneuzeit als Beginn der Moderne, in: Reinhold Reith/Torsten Meyer (Hrsg.), Luxus und Konsum. Eine historische Annäherung, Münster [u. a.] 2003, 29–46.
- Benz, Maximilian/Stiening, Gideon (Hrsg.), Nach der Kulturgeschichte. Perspektiven einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Berlin/Boston 2022.
- Berger, Stefan, Social history vs cultural history: a German debate, in: Theory, Culture and Society 18 (1) (2001), 145–153.
- Berghoff, Hartmut/Vogel, Jakob, Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergung transdisziplinärer Synergiepotentiale, in: Dies. (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte: Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt a. M. 2004, 9–42.
- Biernacki, Richard, Language and the Shift from Signs to Practices in Cultural Inquiry, in: History and Theory 39 (3) (2000), 289–310.
- Bonnell, Victoria E./Hunt, Lynn (Hrsg.), Beyond the Cultural Turn: New Directions in the Study of Society and Culture, Berkeley [u. a.] 1999.
- Bourdieu, Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1976.

- , Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, hrsg. von Elke Ohnacker/Franz Schultheis, Münster 2004.
- Burke, Peter, Die Renaissance in Italien: Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung, Berlin 1984.
- , Was ist Kulturgeschichte? Frankfurt a. M. 2005.
- , Strengths and Weaknesses of Cultural History, in: *Cultural History* 1 (2012), 1–13.
- , Knowledge, Culture and Society, Medellín 2020. [edition unavailable]. E-book Universidad Nacional de Colombia. Available at: <https://www.perlego.com/book/3045983/knowledge-culture-and-society-pdf> (letzter Zugriff: 15.10.2022).
- Cohen, Deborah/Peter Mandler, The History Manifesto: A Critique, in: *American Historical Review* 120 (2) (2015), 530–542.
- Cohen, Évelyne [u. a.] (Hrsg.), Dix ans d'histoire culturelle: état de l'art, Villeurbanne 2011.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hrsg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998.
- Daniel, Ute, Kompendium Kulturgeschichte: Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a. M. 2001.
- , „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), 69–99.
- , Kulturschock.
- Darnton, Robert, Das große Katzenmassaker: Streifzüge durch die französische Kultur vor der Revolution, München 1989.
- Dartmann, Christoph, Kulturgeschichte des Politischen im Mittelalter – ein Rückblick, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 75 (9/10) (2024), 503–517.
- Daston, Lorraine, Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hrsg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M./New York 2000, 13–25.
- Davis, Natalie Zemon, Humanismus, Narrenherrschaft und die Riten der Gewalt: Gesellschaft und Kultur im frühneuzeitlichen Frankreich, Frankfurt a. M. 1987.
- Deile, Lars, Die Sozialgeschichte entlässt ihre Kinder. Ein Orientierungsversuch in der Debatte um Kulturgeschichte, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 87 (1) (2005), 1–25.
- Eckel, Jan/Ezemüller, Thomas (Hrsg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007.
- Eley, Geoff, A Crooked Line: From Cultural History to the History of Society, Ann Arbor 2005.

- Emich, Birgit, Konfession und Kultur, Konfession als Kultur? Vorschläge für eine kulturalistische Konfessionskultur-Forschung, in: Archiv für Reformationsgeschichte 109 (2018), 375–388.
- Evans, Richard J., Fakten und Fiktionen: über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt a. M. [u. a.] 1998.
- Fass, Paula, Cultural history/ social history: some reflections on a continuing dialogue, in: Journal of Social History 37 (1) (2003), 39–46.
- Foucault, Michel, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1976.
- Füssel, Marian, Historisierung, in: Aenne Gottschalk/Susanne Kersten/Felix Krämer (Hrsg.), Doing Space while Doing Gender. Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik, Bielefeld 2018, 51–61.
- , Die Materialität der Frühen Neuzeit. Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur, in: Zeitschrift für Historische Forschung 42 (3) (2015), 433–463.
- , Praxeologie als Methode, in: Stefan Haas (Hrsg.), Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft, Wiesbaden 2025, DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-27798-7_18-1.
- , Praxeologische Perspektiven in der Frühneuzeitforschung, in: Arndt Brendecke (Hrsg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte, Köln [u. a.] 2015, 21–33.
- , Theoretische Fiktionen? Michel de Certeau und das Problem der historischen Referenzialität, in: Katja Bär u. a. (Hrsg.), Text und Wahrheit. Ergebnisse der interdisziplinären Tagung ‚Fakten und Fiktionen‘ der Philosophischen Fakultät der Universität Mannheim, November 2002, Frankfurt a. M. 2004, 37–49.
- Gieryn, Thomas F., Cultural Boundaries of Science: Credibility on the Line, Chicago 1999.
- Ginzburg, Carlo, Der Käse und die Würmer: die Welt eines Müllers um 1600, Frankfurt a. M. 1979.
- , Der Richter und der Historiker. Überlegungen zum Fall Sofri, Berlin 1991.
- Grabner-Haider, Anton [u. a.] (Hrsg.), Kulturgeschichte der frühen Neuzeit: von 1500 bis 1800, Göttingen [u. a.] 2014.
- Guldi, Jo/Armitage, David, The History Manifesto, Cambridge, MA 2014.
- , The History Manifesto: A Reply to Deborah Cohen and Peter Mandler, in: American Historical Review 120 (2) (2015), 543–554.
- Haas, Stefan, Historische Kulturforschung in Deutschland: 1880 – 1930. Geschichtswissenschaft zwischen Synthese und Pluralität, Köln [u. a.] 1994.
- Haasis, Lucas/Rieske, Constantin (Hrsg.), Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns, Paderborn 2015.
- Handley, Sasha/Rohan McWilliam/Lucy Noakes (Hrsg.), New Directions in Social and Cultural History, London [u. a.] 2018.

- Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996.
- Hegeman, Susan, *The cultural return*, Berkeley, Calif. [u. a.] 2012.
- Heitzer, Enrico/Schultze, Sven (Hrsg.), *Chimära mensura? Die Human-Animal Studies zwischen Schäferhund-Science-Hoax, kritischer Geschichtswissenschaft und akademischem Trendsurfing*, Berlin 2018.
- Hesse, Carla, *The New Empiricism* in: *Cultural and Social History* 1 (2) (2004), 201–207.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld 2004.
- Hunt, Lynn, *Inventing human rights: A history*. New York 2007.
- (Hrsg.), *The New Cultural History*, Berkeley und London 1989.
- Jones, Colin, Peter Mandler's Problem with Cultural History, or, is playtime over. in: *Cultural and Social History* 1 (2) (2004), 209–215.
- Landwehr, Achim, *Diskurs-Macht-Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (1) (2003), 71–117.
- , *Kulturgeschichte*, Stuttgart 2009.
- , *Kulturgeschichte*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 14.05.2013 http://docupedia.de/zg/landwehr_kulturgeschichte_v1_de_2013 DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.248.v1>
- , *Kulturgeschichte*, in: Jörn Rüsen u. a. (Hrsg.), *Handbuch der Historik*, Wiesbaden 2025, 67–74.
- /Stockhorst, Stefanie, *Einführung in die europäische Kulturgeschichte*, Paderborn 2004.
- Le Roy Ladurie, Emmanuel, *Le territoire de l'histoire*, Paris 1973.
- Lindenberger, Thomas, Alltagsgeschichte oder: Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde, in: Martin Sabrow [u. a.] (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte: große Kontroversen seit 1945*, München 2003, 74–91.
- Lipp, Anne, Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte, in: Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn 2000, 211–227.
- Loughran, Tracey, *Cultural History*, in: Stefan Berger/Heiko Feldner/Kevin Passmore (Hrsg.), *Writing History. Theory and Practice*, London [u. a.] 2020, 363–385.
- Mandler, Peter, The Problem with Cultural History, in: *Cultural and Social History* 1 (1) (2004), 94–117.
- , Problems in cultural history: a reply, in: *Cultural and Social History* 1 (3) (2004), 326–332.
- Maurer, Michael, *Kulturgeschichte: eine Einführung*, Köln [u. a.] 2008.
- McCaffery, Peter/ Marsden, Ben, (Hrsg.), *The Cultural History Reader*, London and New York 2014.
- Medick, Hans, Begegnungen, Nach-Denken, Geschichtsarbeit. Auf dem Weg zur Mikrohistorie und Historischen Anthropologie, in: Christof Dipper/Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Generation*

- im Aufbruch. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland im Spiegel autobiographischer Porträts, Köln [u. a.] 2024, 255–271.
- Mergel, Thomas, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), 574–606.
- Nassehi, Armin, Gesellschaftliche Grundbegriffe. Ein Glossar der öffentlichen Rede, München 2023.
- Nicklas, Thomas, Macht - Politik – Diskurs. Möglichkeiten und Grenzen einer Politischen Kulturgeschichte, in: Archiv für Kulturgeschichte 86 (1) (2004), 1–26.
- Oexle, Otto Gerhard, Geschichte als Historische Kulturwissenschaft, in: Hardtwig/Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte Heute, 14–40.
- Ory, Pascal, L'histoire culturelle, Paris 2004.
- Poirrier, Philippe, Les enjeux de l'histoire culturelle, Paris 2004.
- (Hrsg.), L'histoire culturelle: un „tournant mondial“ dans l'historiographie? Dijon 2008.
- Rau, Susanne, Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, 2. aktual. u. erw. Aufl., Frankfurt a. M. 2017.
- Rödder, Andreas, Klios neue Kleider. Theoriedebatten um eine Kulturgeschichte der Politik in der Moderne, in: Historische Zeitschrift 283 (2006), 657–688.
- Rogge, Jörg (Hrsg.), Cultural History in Europe. Institutions – Themes – Perspectives, Bielefeld 2011.
- Rüther, Stefanie, Rituale, Grabmäler und Schandgesten – Möglichkeiten und Grenzen einer projektiübergreifenden Datenbank in einem interdisziplinären Sonderforschungsbereich, in: Ingo Jonas (Hg.), Datenbanken in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a. M. 2007, 75–93.
- Sarasin, Philipp, Was ist Wissensgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36 (2011), 159–172.
- Schindler, Norbert, Natalie Zemon Davis (*1928), in: Lutz Raphael (Hrsg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft. Bd. II Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davies, München 2006, 234–260.
- , Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik, in Historische Anthropologie 10 (2) (2002), 276–294.
- Schöttler, Peter, Aktivismus oder Pathos der Nüchternheit? Notizen über Engagement und Objektivität in der Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 50 (1) (2024), 51–70.
- , Nach der Angst: Geschichtswissenschaft vor und nach dem „linguistic turn“, Münster 2018.
- Schulte, Christiane, Der deutsch-deutsche Schäferhund — Ein Beitrag zur Gewaltgeschichte des Jahrhunderts der Extreme, in: Totalitarismus und Demokratie 12 (2015), 319–334.
- Scott, Joan W., History-writing as critique, in: Keith Jenkins [u. a.] (Hrsg.), Manifestos for history, London/New York 2007, 19–38.

- Sewell, William H., The Concept(s) of Culture, in: Victoria E. Bonnell/Lynn Hunt (Hrsg.), *Beyond the Cultural Turn: New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley [u. a.] 1999, 35–61.
- , *The Logics of History. Social Theory and Social Transformation*, Chicago/Ill. 2005.
- Sokal, Alan D./Bricmont, Jean, Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen, München 1999.
- Stollberg-Rilinger, Barbara (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* Berlin 2005.
- Tanner, Ariane, Anthropozän Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 03.05.2022 https://docupedia.de/zg/tanner_anthropozaen_v1_de_2022 , DOI: <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2386>.
- Tschopp, Silvia Serena, Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), 573–605.
- (Hrsg.), *Kulturgeschichte*, Stuttgart 2008.
- /Weber, Wolfgang, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007.
- Vietta, Silvio, *Europäische Kulturgeschichte: eine Einführung*, München 2005.
- Watts, Carol, Thinking about the X factor, or, what's the cultural history of cultural history, in: *Cultural and Social History* 1 (2) (2004), 217–224.
- Wehler, Hans-Ulrich, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998.
- White, Hayden, Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M. 1991.
- Wilder, Gary, From Optic to Topic: The Foreclosure Effect of Historiographic Turns, in: *The American Historical Review* 117 (3) (2012), 723–745.
- Windschuttle, Keith, *The killing of history: how a discipline is being murdered by literary critics and social theorists*, Paddington, NSW 1994.

REZENSIONEN

Gerd Schwerhoff, *Der Bauernkrieg. Eine wilde Handlung*, München: C.H. Beck 2024, 720 S., ISBN 978-3-406-82180-6, 34,00 €.

Eine umfangreichere Monografie als Gesamtdarstellung zum Bauernkrieg liegt lange zurück – am ehesten kann wohl Peter Blickles Buch „*Der Bauernjörg*“ von 2015 als eine letzte solche erzählerische Bearbeitung der Thematik gelten. Ansonsten muss man schon zu Günther Franz‘ 1984 zuletzt aufgelegte, ursprünglich 1933 publizierte Arbeit, oder – etwas weniger wissenschaftlich – Adolph Waas‘ 1964 verfasste Darstellung, greifen. Es bedurfte wohl des bevorstehenden Jubiläums, um nicht nur populärwissenschaftliche Bücher, sondern auch eine Reihe neuer monografischer wissenschaftlicher Gesamtdarstellungen anzuregen, wie jene von Lyndal Roper, Thomas Kaufmann oder – hier zu besprechen – Gerd Schwerhoff. Das Buch, das durchaus auch ein breiteres Publikum ansprechen will, beeindruckt schon durch seinen Umfang. 720 Seiten, davon immerhin 114 Seiten Anmerkungen plus Quellen- und Literaturverzeichnis für die wissenschaftliche Benutzung sowie ein Personen- und Ortsregister, erwarten den Leser.

Was Schwerhoff bietet, ist eine sehr detaillierte Darstellung der Ereignisse des Bauernkriegs, von den ersten Unruhen in der Landgrafschaft Stühlingen sowie im Schwarzwald, im Hegau und Klettgau über die Ausweitung nach Württemberg, wo zudem der vertriebene Herzog Ulrich sein Land zurückzugewinnen versuchte, ins Allgäu und nach Oberschwaben. Franken, der Odenwald und schließlich auch Thüringen, Tirol und Salzburg werden nach und nach beleuchtet. Und doch geht es anders als in älteren Darstellungen und Sammelbänden nicht darum, einfach additiv die verschiedenen Regionen zu behandeln, sondern das Gesamtgeschehen im Auge zu behalten und die Chronologie der Ereignisse zu beachten. Diese starke Betonung des jeweils auch lokalen und regionalen Ereigniszusammenhangs und die damit einhergehende Konzentration auf das Erzählerische, ist durchaus programmatisch.

Als „*wilde Handlung*“ versteht Schwerhoff den Bauernkrieg, als eine Handlung, die sich eben nicht einfach auf einen Nenner bringen lässt, die nicht einfach einer übergeordneten Logik folgt oder gar einem von den Aufständischen überregional verfolgten Plan. Bewusst wählt der Autor einen ereignishistorischen Zugang, der zunächst einmal das Handeln der Akteure in den Mittelpunkt rückt, ihre Abfolge und ihre unmittelbaren Auslöser zu verstehen versucht. Somit stellt das Buch auch den Versuch dar, der Regionalität und Pluralität des Bauernkriegs gerecht zu werden, ohne dabei das Gesamtgeschehen aus dem Blick zu verlieren. Sehr dicht, sehr minutios werden folglich auch die Ereignisse wiedergegeben und die Handlungen geschildert.

Eine der Stärken des Buches liegt zweifellos in dieser dichten Erzählung. Natürlich werden dabei auch die Schwierigkeiten deutlich. Die Gleichzeitigkeit des regionalen Geschehens macht es erforderlich, die Chronologie bisweilen zugunsten eines regional einheitlichen Ereigniskomplexes zu opfern, während an

anderen Stellen auch bereits angesprochene regionale und lokale Entwicklungen wieder aufgegriffen werden müssen. Das gelingt insgesamt gut. Eine weitere Stärke ist jedoch auch das gelegentliche Zurücktreten von der Ereigniserzählung, die Unterbrechung, um aus der Distanz das Geschehen zu analysieren, die Befunde zu deuten.

Ganz wichtig ist hier sicher die Auseinandersetzung mit jenen oft ins Zentrum des gesamten Bauernkriegs gerückten Dokumenten, die vielfach als ideologische Grundlage des Bauernkriegs angesehen wurden: Die Beratungen in Memmingen, das sogenannte Bauernparlament, die Bundesordnung und die Zwölf Artikel. Schwerhoff sieht ihre Bedeutung für den Gesamtkomplex eher skeptisch. Eine Programmatik des Bauernkriegs gab es für ihn nicht, das Bauernparlament stellt eher eine anachronistische Rückprojektion späterer Zeiten dar (S. 131–162). Damit ist etwa die Wirkmächtigkeit der Zwölf Artikel nicht geleugnet – ihre Bedeutung lag aber wohl eher darin, dass sie offen waren für unterschiedliche Lesarten. Noch problematischer sind die Reformentwürfe aus Heilbronn zu werten, die bisweilen als bäuerliche Reichsreformprogramme verstanden wurden, im 19. Jahrhundert gar stilisiert zu einem Programm zur Stärkung von Kaiser und Reich zuungunsten der Fürstenmacht (S. 361–369).

Die Rolle der Reformation und der Reformatoren wird an mehreren Stellen beleuchtet, insbesondere Luthers Reaktion auf den Aufstand einer Relektüre und chronologischen Einordnung unterzogen. Überhaupt wird deutlich, dass das Gemeinsame – und übrigens den Bauernkrieg auch schon mit früheren Aufständen Verbindende – v. a. der Antiklerikalismus war. Der Klerus – insbesondere als Grundherr – stellte offenbar ein wirkmächtiges Feindbild der Bauern dar. Reformatorische Impulse mochten hier durchaus zusätzliche Argumente geliefert, dem vorhandenen Antiklerikalismus neue Nahrung gegeben haben.

Am Ende des Buchs steht dann noch einmal eine Einordnung. So stellt Schwerhoff durchaus in Frage, ob der Bauernkrieg wirklich so ein einheitliches Geschehen war, wie es insbesondere die Forschungen von Peter Blickle unterstellten. Und doch kehrt er damit nicht einfach zu Rankes Diktum vom „größten Naturereignis des deutschen Staates“ zurück, sondern hebt die schon zeitgenössisch hergestellten Bezüge, die Beobachtungen zwischen den Bauernhaufen und den Aufstandsregionen hervor, die auch dazu führten, dass die Zwölf Artikel nicht nur ein enormer publizistischer Erfolg waren, sondern auch die bäuerlichen Forderungen strukturierten, ihnen – ebenso wie die Forderung nach dem Evangelium – eine gemeinsame Stoßrichtung gaben. Kritik übt Schwerhoff schließlich auch an Blickles Interpretation des Bauernkriegs als „Revolution des Gemeinen Mannes“. Revolutionäre Züge erblickt Schwerhoff v. a. in der religiösen Seite des Aufstands, ansonsten sieht er sie eher skeptisch. Nirgendwo ging es um eine grundsätzliche Beseitigung der ständischen Gesellschaft oder der vorhandenen Herrschaftsformen. Gewalt gegen Personen blieb auf Seiten der Bauern ein – mit prominenten Ausnahmen wie der „Weinsberger Bluttat“ – eher vermiedenes Mittel, auch wenn es erhebliche Sachzerstörungen gab. Der Begriff des „Gemeinen Mannes“ verdeckte zudem die sozialen Differenzierungen der nicht-

herrschaftsfähigen Gruppen, sie sich selbst auch nie als Einheit verstanden hätten. Das gleiche gelte im Übrigen auch für die Gegner der Bauern, die ihrerseits durchaus einmal ein lohnenswerter Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung seien.

Auch wenn das eingängig geschriebene und Wissenschaftlern wie Laien sehr zu empfehlende Buch eher auf Relektüre der Literatur und der publizierten Quellen als auf erneuter archivalischer Forschung beruht, vermag Schwerhoff doch zum 500. Jubiläum des Bauernkriegs die Akzente neu zu setzen, an vielen Stellen die bisherigen Erzählungen zu hinterfragen und zu differenzieren, kulturhistorische und praxeologische Perspektiven auf den Ereigniskomplex zu werfen und dabei allzu weitreichende Zentrierungen und pauschal vereinheitlichende Interpretationen der vergangenen Forschergeneration zu relativieren bzw. in ein skeptischeres Licht zu tauchen. Uninteressant wird der Bauernkrieg dadurch nicht!

ULRICH NIGGEMANN

Anna-Victoria Bognár, *Der Architekt in der Frühen Neuzeit. Ausbildung, Karrierewege, Berufsfelder (Höfische Kultur interdisziplinär. Schriften und Materialien des Rudolfstädter Arbeitskreises. 2)*, Heidelberg: Heidelberg University Publishing 2020, 568 S., ISBN 978-3-947732-78-4, 78,90€.

Anna-Victoria Bognár legt mit dieser 566 Seiten starken Monografie, die für die Drucklegung überarbeitete Version ihre Dissertation zum „Architekten im Heiligen Römischen Reich (ca. 1500–1800)“ (S. 5) vor, die sie 2018 an der Universität Stuttgart am Institut für Architekturgeschichte zur Erlangung des ingenieurwissenschaftlichen Doktorgrades verteidigt hat. Über Titel und Thema hinaus verspricht auch die institutionelle Einbindung der diplomierten Kulturwissenschaftlerin Bognár eine disziplinübergreifende Geschichte des Promotionsfachs. Allein aufgrund der Textrahmung muss Bognárs Arbeit als aktuellster und umfangreichster Beitrag zur deutschsprachigen Architektenforschung gelten, der eine Rezension geradezu herausfordert, auch weil der im Titel formulierte Gültigkeitsanspruch gesamteuropäische, wenn nicht globale Dimensionen anzunehmen scheint.

Neben einem begriffsgeschichtlichen Abriss (Kap. 2.1.) wird die Analyse von „Berufsausbildung“ (S. 13; s. Kap. 2.2–2.4.), „Berufstätigkeit“ sowie „Rang und Status“ (S. 14; s. Kap. 3.) von Architekten als quellengestützte Metastudie geliefert. Sie stützt sich auf Material aus einundzwanzig, vor allem in Süddeutschland und Österreich gelegenen Archiven und eine Datenbank mit 409 Biografien. Aus der äußeren Anlage des Vorhabens ergebe sich auch der „eher ungewöhnliche [...] Methodenapparat“ (S. 5), also die Kombination von quantitativer und qualitativer Auswertungsverfahren. Die archivalischen „Dienst- und Anstellungsverträge“ (S. 19) will Bognár mit der „in der Geschichtswissenschaft gängige[n] historisch-kritischen Methode“ (S. 23), die „Infor-

mationsquelle“ (S. 24) Architektenbiografie statistisch auslesen. Bognár liefert also einen sozialgeschichtlichen Ansatz zu einer speziellen Berufsgruppe.

Bereits in der Einleitung wird jedoch deutlich, dass der vollmundige Anspruch nicht eingehalten werden kann: Statt *Architekt* als Forschungsbegriff und heuristische Kategorie zu entwickeln oder zunächst von den historischen Quellenbegriffen auszugehen, will die Autorin all die Personen mit „Entwurfs- und Planungsaufgaben“ (S. 47) im Umfeld von frühneuzeitlichen Baustellen zum Gegenstand ihrer Studie machen. Einer wissenschaftsterminologischen Festlegung sei aus Gründen fehlender Neutralität aus dem Weg zu gehen (s. S. 55f.). Dadurch verunklart Bognár aber die real existierenden Hierarchien und Verteilungskämpfe zwischen den an frühneuzeitlichen Baustellen Beteiligten. Zugleich entgehen ihr so die konflikträchtigen Konstellationen, aus denen sich die Formenvielfalt frühneuzeitlichen Architekturentwurfs entwickelte und das von ihren jeweiligen Repräsentanten behauptet wie verteidigt werden musste. Auch verunklart Bognárs fehlende Trennschärfe zwischen den Begriffen des Baumeisters und des Architekten, dass das Auftreten des frühneuzeitlichen *architectus* auch mit einem Wandel der Antikenrezeption einherging, sich im Aufkommen und der Entwicklung des Architektenbegriffs eine Zäsurdiagnose der Zeitgenossen artikulierte. Ob man die Diagnose der Zeitgenossen teilt, sei hintangestellt. Das Aufkommen und die Entwicklung des Architekten wäre aber durchaus eine sinnvolle Forschungsaufgabe, um die Schlagfertigkeit der Erkenntniskategorien Frühe Neuzeit (s. Titel) oder „Vormoderne“ (S. 13) kritisch zu prüfen. Leider bleibt dies, aufgrund der fehlenden wissenschaftlichen Begriffsbildung, ein blinder Fleck der Arbeit. Ebenso kritisch anzumerken ist das Wissenschaftsverständnis der Autorin: „Empirie kann eine Theorie nur stützen oder widerlegen, nicht jedoch Erkenntnisse hervorbringen“ (S. 25). Bognár geht also implizit hypothesesprüfend vor, schließt die Möglichkeit hypothesesgenerierender Forschung an gleicher Stelle aber dezidiert aus.

In der Anlage der Arbeit erscheint dieses Wissenschaftsverständnis aber durchaus konsequent umgesetzt, da ihr insgesamt ein Erkenntnisinteresse sowie eine dazu passende Fragestellung fehlen. Das zeigt sich auch an der Qualität des Hauptteils, dessen Aufbau bereits wenig analytisch, sondern vielmehr redundant erscheint. Ihm kommt eher der Status eines elaborierten Literaturreferats zu. Auch für das Resümee liefert der handbuchartige Hauptteil, der für das Nachschlagen und Verorten von Einzelfällen durchaus geeignet erscheint, wenig verwertbare Erkenntnisse.

Stattdessen sortiert die Autorin die zu Architekten erklärten „Entwerfer“ (S. 385) im Resümee subsumtionslogisch in Kohorten von s.g. musterhaften Karrieren (Kap. 4). Dabei entsprechen die Kohorten den aus der quantitativ-statistischen Auswertung der Datenbank gewonnenen Gruppen der Einleitung (Kap. 1). Deren qualitative Berechtigung wird nicht mehr hinterfragt, sondern nur noch bestätigt. Die (regionalen wie politischen) Bedingungen und (biografischen) Sonderfälle müssen dafür völlig ausgeblendet werden: Zwischen 1560 und 1624 geborene „Baumeister verdienten zwischen 4 und 960 rtl.“ (S. 387). Dass z.B. im Rom des

ausgehenden 16. Jahrhunderts ein Festungsbaumeister mit militärischer Karriere, ein geweihter Ordensarchitekt, ein ad vitam verbeamteter Kommunalarchitekt und ein Hofarchitekt mit angeschlossenem Bauunternehmen gleichzeitig aktiv sein konnten, jedoch auf unterschiedlichen Wegen und mit Hilfe unterschiedlichster *protettori* in den Rang eines *architectus* aufgestiegen waren, dafür findet Bognár keine Sprache.

Diese Schwierigkeiten ergeben sich konsequent aus dem implizit und a priori gesetzten, modernen Architektenbegriff, der sich jedoch weder für eine Fortschrittsgeschichte noch seine Ausdehnung auf die Zeit vor 1800 eignet. Das zeigt sich besonders deutlich an der von Bognár ins Zentrum gerückten Gleichsetzung von (historischem) Architektentum und modernen Vorstellungen von Beruf und Berufsausbildung. Auch hier liegt Erkenntnispotential, das aber nur gehoben werden kann, wenn man die Andersartigkeit der Vorstellungen vom *Beruf* in der Frühen Neuzeit betonte. So ist die mindestens zweimalige Neuprägung des Begriffs (Luthers Beruf als *Berufung* und Stand; Wandlung zum *Ausbildungsberuf* im Laufe des 18. Jahrhunderts) spätestens seit den Tagen der Geschichtlichen Grundbegriffe weithin bekannt. Bei Bognár wird Architektentum aber immer schon als Ausbildungsberuf vorausgesetzt.

Nach der Berufswerdung des Architekten (nach modernen Maßstäben) zu fragen, wäre hingegen ein sinnvolles Vorhaben gewesen. Berufswerdung – so eine mögliche These – wäre dann einer der Prozesse, der in der Frühen Neuzeit stattfand und nicht nur den Berufsarchitekt, sondern auch den modernen Staat zu Tage förderte. Am Bedeutungswandel von Beruf und Architekt, der Selbst- und Fremdbeschreibung von Architektentum als Beruf(-ung) ließe sich also tatsächlich eine prüfende Epochengeschichte der Frühen Neuzeit zwischen Vergemeinschaftung (frühneuzeitlicher Architektenstand) und Vergesellschaftung (moderner Architektenberuf) schreiben.

Stattdessen führen Bognárs Projektionen des modernen Berufs begriffs zur kontrafaktischen Auslegung der Quellen, was sich bereits bei der Bestimmung ihrer zentralen Quellengattung *Bestallung und Instruktion* als „juristische Verträge“ zeigt. Ein Blick in den Anhang lässt jedoch erhebliche Zweifel an dieser Schlussfolgerung aufkommen. So heißt es 1506 in der Bestallung des Augsburger Stadtbaumeisters: „Ich Burckart Engelberg von Hornberg [...] Bekenn öffentlich [...] das die [...] Burgermaister / und Ratgeber der Stat Augspurg. mein gunstig und lieb herren. mich zu irem und irer Stat paw- und werckmaister aufgenomen und bestellt haben mein ainig leben lang“ (S. 409).

Von einem Vertrag ist hier wenig zu lesen: Das beschriebene Sozialverhältnis ist nicht unter Gleichen bzw. Privatpersonen geschlossen worden. Vielmehr leistet der „paw- und werckmaister“ der Stadtobrigkeit gegenüber einen öffentlichen Eid. Dieses Verhältnis wird als unkündbar konzipiert. Es gilt ein Leben lang. Auch wird kein inhaltsbezogenes Schuldverhältnis begründet, sondern ein Standeswechsel vollzogen. Der werckmaister ist also gerade kein Vertragsnehmer i.S. weber'scher Vergesellschaftung, sondern ein berufener, vergemeinschafteter Amtsträger

gegenüber einer Obrigkeit. Der Eid ist Teil eines Übergangsritus hin zum Baumeisterstand, der performativ vollzogen wird.

Im Hinblick auf die Frage nach dem Aufkommen des modernen Architektenberufs als ausgebildeter Vertragsnehmer wäre gerade dem Übergang von Eid zu Vertrag die Qualität einer Epochenzäsur zugekommen. Zu vermuten ist, dass sich dieser Übergang in der (akademischen) Ausbildung zwar anbahnte, die rechtliche Grundlage im von Bognár untersuchten (Zeit-)Raum jedoch erst mit der Einführung des Code Civile und damit erst mit Ende des Alten Reichs überhaupt vorlag. In diesem Sinne hätte es im Alten Reich nie einen Berufsarchitekten (moderner Prägung), wie ihn Bognár sucht, geben können.

Der Kategorienfehler wirkt jedoch noch schwerwiegender, da die normative Quellengattung der *Bestallung* Bognárs Hauptquelle ist. Eine Baupraxis kann sie auf dieser Grundlage ohnehin nicht rekonstruieren. Auch verhindert die Quellenbasis die Möglichkeit, alternativen wie zukunftsweisenden Formen des Architektseins außerhalb der Bauämter auf die Spur zu kommen. So bleibt Architektentum unbearbeitet, das sich gerade nicht aus seinem Amtsstatus heraus legitimierte. Daher konnte auch das Kommissariat von Architekten „nicht nachvollzogen werden“ (S. 227).

Letztendlich bestätigt Bognárs Resümee allein die Annahmen ihrer Einleitung in einem Zirkelschluss. Zu diesem Zweck war im Übrigen auch die Datenbank angelegt worden. Bestätigt wird auch der *a priori* gesetzte, aber unreflektierte, moderne Begriff vom (akademischen) Ausbildungsberuf Architekt, dem sich die Kohorten am Ende des Untersuchungszeitraum am nächsten annähern. Bognár entwickelt also eine einfach zu durchschauende Fortschrittsgeschichte, in deren Tradition sich heutige Architekten bedarfsgerecht stellen können. Diese Art von Disziplingeschichte kommt völlig ohne kritische Selbstreflexion aus. Auch eine Durchsicht auf Rechtschreibfehler hätte der Arbeit gutgetan. Lobend zu erwähnen ist in jedem Fall der sehr umfängliche und handwerklich gut aufgearbeitete Quellenanhang mit zeichengetreuen Transkriptionen (Eide, Bestallungen und Instruktionen) mit Archivsignaturen sowie ein Verzeichnis der gedruckten Quellen (111 Seiten). Damit liefert Bognár nachfolgenden Forschergenerationen einen reichen Fundus an und Hinweise auf weiterhin ungehobene archivalische Quellen.

FABIAN VOß

Oliver Zimmer, *Prediger der Wahrheit. Von der Reformation zur modernen Elitenherrschaft*, München: Claudius Verlag 2024, 100 S., ISBN 978-3-532-62896-6, 20,00 €.

Während hierzulande die wissenschaftliche Befassung mit Eliten vielfach noch immer oder schon wieder als uninteressant oder sogar verdächtig gilt, verzeichnet die kritische Elitenforschung im außerdeutschen Bereich unübersehbar neuen Aufschwung. Das belegt auch der vorliegende äußerlich schmale, inhaltlich jedoch

höchst anregende Essay des – wie wir noch sehen werden, keineswegs folgenlos – schweizerisch-britischen, ehemals in Oxford, jetzt an einem interdisziplinären Zentrum in Zürich tätigen Neuzeithistorikers. Ausführlich belegt, lautet die zentrale These des Bändchens, dass die Reformation „als Wegbereiterin einer modernen Epistokratie“ (S. 8 u.ö.) zu begreifen sei, deren Konsequenzen und Potentiale bis in die Gegenwart reichen. Denn deren Verchristlichungspostulat habe gelautet: „Wer sich die katechetischen Glaubenssätze verinnerlicht, wird zum Weisen; und wer sie gar noch verkündet, tritt der Statusgemeinschaft von Wissenden und Weisen bei“ (S. 70). Das aber bedeutete die „folgenreiche Fusion eines demokratischen Urtriebs“ – die Errichtung einer „nach unten offenen“ statt einer aristokratisch-hierarchischen „Epistokratie“ mit „einem moralischen Konformismus“, weil es in dieser Epistokratie keineswegs um die „Einübung eines kritischen Blicks“, „sondern einen auf Teilhabe gebauten Konsens im Dienst der Offenbarung“ ging (S. 71). „Damit entfesselten die protestantischen Reformatoren [...] eine intellektuelle Bewegung, die unsere Vorstellungen darüber, was Wahrheit, Wissen und legitime Herrschaft ausmache, bis heute prägt“ (S. 74). Der Übergang vom „religiösen Katechismus zur säkularen Geschichtsphilosophie“ und innerweltlichen Moral der Aufklärung wurde jedoch bereits von einer „neuen ethischen Avantgarde“ betrieben (S. 73). Als einschlägige Ausformungen und Fortsetzungsstrukturen seit dem 19. Jahrhundert werden für Deutschland die verschiedenen „moralischen Master-Narrative“ (S. 79) genannt, die „die Meinungs- und Pressefreiheit“ bzw. die „Meinungsvielfalt“ in Verknüpfung mit den entsprechenden Rechtsauffassungen und -setzungen „auf eine moralisch akzeptable Bandbreite“ justierten (S. 79), konkret bis 1945 der Nationalismus. Danach sei „als neue moralische Bezugsgröße – wie als neues kollektives Selbst – [...] die Menschheit in ihrer Gesamtheit“ getreten (S. 81). In beiden Fällen sei es indessen zur Ausbildung entsprechender „epistokratischer Kontrollmechanismen“ gekommen, zu denen der Verfasser im letzteren Fall auch die elitär-oligarchisch versteinerte, durch eine moralisch-politisch ambitionierte Verfassungsgerichtsbarkeit in ihrer Souveränität zunehmend eingeschränkte Demokratie zählt: „Aus epistokratischer Sicht ist die moderne Demokratie – je partizipatorischer sie ausgerichtet ist, desto ausgeprägter – ein mit hohen zivilisatorischen Kosten verbundenes politisches Laientheater“ (S. 86f.). „Wenn es heute einen Stand gibt, der von seinem Selbstverständnis her einer neuen Priesterherrschaft gleicht, dann sind es manche Richter an den internationalen Gerichten“ (S.89). „Richter“ bilden „heute eine Art von Elite, die Platos ‚Philosophenkönigen‘ deutlich näherkommt als den in diesem Buch diskutierten, mit Katechismen bewaffneten Laienpriestern. Als Mitglieder einer kleinen Fach-Elite handeln sie, so könnte man sagen, im Stile von Priestern einer säkular verbrieften Wahrheit“; in ihrem „Selbstbild“ verbindet „sich immer häufiger der moralische Ruf nach universaler Gerechtigkeit mit der eingeforderten Unterordnung unter ein allgemeines, rechtsnormatives Rahmenwerk“ (S. 92).

Diese Fortspinnung des „analytischen Fadens“ bis zur Gegenwart markiert unzweifelhaft mehr als nur einen „Denkanstoß“, wie der Verfasser selbst deklariert

(S. 77). Sie rundet vielmehr einen jener fundierten, überzeugend kritischen Debattenbeiträge ab, die heute selten geworden sind, aber dringend benötigt werden. Dem Bändchen ist weite Verbreitung und eine intensive Debatte zu wünschen.

WOLFGANG E.J. WEBER

Benjamin Seebröker, Interpersonelle Gewalt und gesellschaftlicher Wandel. Lancashire 1728–1830, in: Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, Bd. 42, Tübingen: Narr Francke Attempo 2023, 299 S., ISBN 978-3-7398-3225-8, 49,00 €.

In seiner publizierten Dissertation setzt sich Benjamin Seebröker mit dem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wandel in der (Früh-) Industrialisierung und der Entwicklung schwerer Gewaltverbrechen auseinander. Der räumliche Fokus liegt dabei auf der Grafschaft Lancashire, für die überzeugend argumentiert wird, dass sie aufgrund ihrer vorherigen ländlichen Prägung und der schnell einsetzenden Industrialisierung und Urbanisierung radikalen sozioökonomischen Veränderungen ausgesetzt war. Die zeitliche Rahmensetzung wird anhand der Quellenbasis argumentiert: Ab 1728 ist die zentrale Quelle der Gerichtsbücher fast durchgängig überliefert, während zum Enddatum der Untersuchung (1830) Reformen sowohl die verhandelten Verbrechen als auch die Räume der Rechtsprechung und die Durchsetzung obrigkeitlicher Gewalt verschieben.

Die Studie kombiniert auf überzeugende Weise quantitative und qualitative Analysen. Im quantitativen Teil werden die Tötungsraten sowie Daten zu Geschlecht, Alter und Stand der Opfer untersucht und die geografische Verteilung der Tötungsdelikte analysiert. Das Quellenmaterial hierzu besteht aus *minute books* (Gerichtsbüchern) des Lancaster Assize Court, *coroner's inquiries* (Berichten über Leichenuntersuchungen) und *depositions* (verschriftlichten Zeugenbefragungen). Der Verfasser nutzt den Quellenkorpus für eine statistische Auswertung, die einen deutlichen Anstieg der Tötungsrate von 0,43 pro 100.000 Einwohner im Jahrzehnt 1728–1737 auf 1,55 im Jahrzehnt 1808–1817 für Lancashire belegt. Dabei reflektiert der Verfasser quellenkritische und methodische Probleme, die für kriminalhistorische Untersuchungen typisch erscheinen. Beispielsweise wurde das starke Bevölkerungswachstum nicht kontinuierlich erfasst, weshalb die Zahlen zusätzlich zu den Quellendaten extrapoliert wurden. Ein weiteres Problem ist die Eingrenzung dessen, was historisch als Tötungsdelikt galt und verhandelt wurde. So wurden beispielsweise Verkehrsunfälle und Kindstötungen aus der Statistik herausgerechnet.

Bei der Untersuchung von Anklagen, Urteilen und Strafen wird eine Verschiebung von Mordanklagen hin zu *manslaughter* festgestellt. Dafür wurde selten die Todesstrafe, sondern zumeist Brandmarken, Geld- oder Gefängnisstrafen verhängt. Seebröker lässt Fallbeispiele in die statistische Erfassung

einfließen und kontextualisiert deren Zusammenfall mit oder Abweichung von der quantitativen Auswertung. Sozialprofile geben eine Übersicht über Geschlechterverhältnisse, Standes- und Altersunterschiede bei Tötungsdelikten. So zeigt die statistische Auswertung, dass tödliche Gewalt zu über 90 % von Männern ausging und auch mehrheitlich Männer Opfer von Tötungsdelikten waren. Der Anteil weiblicher Opfer war mit 48 % im Jahrzehnt 1748–1757 jedoch höher als in anderen Grafschaften, die Seebröker als Vergleichsrahmen aus der Sekundärliteratur anführt. Bei der Untersuchung von Stand und Beruf fällt auf, dass Konflikte zunehmend von städtischen Arbeiter:innen ausgetragen wurden, deren Anteil an der Gesamtgesellschaft sich allerdings signifikant erhöhte.

Der qualitative Ansatz liefert auf der Mikroebene Einblicke in Hintergründe und Motive der Verbrechen. Hierzu wird der *routine activity approach* verwendet, um Handlungsaläufe und Situationen zu rekonstruieren in deren Kontext tödliche Gewalt stand. Seebröker differenziert im Wesentlichen zwischen räuberischer und streitbezogener Gewalt. Erstere habe eine wirtschaftliche Komponente und erfolge unprovokiert. Streitbezogene Gewalt folgt einer Provokation oder Auseinandersetzung und dient als Instrument sozialer Kontrolle. Letztere waren für die Zunahme von tödlicher Gewalt insgesamt zentral. Insbesondere das subjektive Gefühl der Ehrverletzung bei den Tätern führte dazu, dass sie zur Satisfaktion einen Kampf als Mittel der Konfliktaustragung ausfochten. *Provokation* spielte aber auch in Sozialgefügen wie der Ehe und Dienstverhältnissen eine wichtige Rolle beim Einleiten von Gewalt.

Zentrale Ergebnisse von Seebrökers Studie sind, dass sich frühneuzeitliche Ehrkonzepte anders als bei den gesellschaftlichen Eliten in der Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts perpetuierten und im Quellenmaterial mit Topoi von Wehrhaftigkeit und Gewaltbereitschaft belegt sind. Auch die dominierenden räumlich-situativen Kontexte der Gewaltaustragung in Wirtshäusern, auf der Straße und in Wohnräumen blieben relativ konstant. Deutlich zugenommen hat hingegen das Konfliktpotenzial durch räumliche Enge, schlechtere Lebensverhältnisse und Ressourcenknappheit. An diese geänderten sozialen Bedingungen passten sich die Praktiken der Konfliktaustragung jedoch nicht an, was zu einer deutlichen Steigerung von Gewaltanlässen führte. Tödlich ausgehende Konflikte stellten dabei nur die Spitze des Eisbergs dar. Seebröker kommt zu dem Ergebnis, dass sich für Lancashire im 18. und 19. Jahrhundert weder ein Rückgang der Gewaltakzeptanz noch ein Rückzug der Gewaltanwendung in private Räume feststellen lässt. Damit konterkariert der Autor das Zivilisierungsnarrativ der beginnenden Moderne als Rückgang von Gewaltanwendung. Stattdessen betont er die Notwendigkeit einer historischen Kontextualisierung unter Einbeziehung räumlich-situativer Kontexte sowie sozio-ökonomischer Hintergründe von Gewalt. So liefert die Fallstudie umfassende methodische Überlegungen und theoretische Erkenntnisse, welche sowohl für die historische Kriminalitätsforschung als auch die Sozialgeschichte Englands bereichernd sind.

MATTHIAS LEHMANN

Lorenz Engi, Die Dramatisierung der Welt. Über Illiberalismus, München: Claudius Verlag 2024, 190 S., ISBN 978-3-532-62898-0, 22,00 €.

Der Essay des St. Galler Privatdozenten für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie geht von dem zeitgeschichtlichen Befund aus, dass der demokratische Liberalismus des Westens seit dem Sturm auf das Washingtoner Kapitol Anfang 2021 und dem russischen Überfall auf die Ukraine Anfang 2022 in seiner Selbstgewissheit und Durchsetzungsfähigkeit so erschüttert sei, dass er seinem unmittelbaren Gegner, dem „Ungeheuer des illiberalen Denkens“ und der „illiberalen Politik“ (S. 7f.), zunehmend weichen müsse. Das erste Kapitel des ersten Darstellungsteils, der dieser Diagnose gewidmet ist, konstatiert als Determinante, Ursache und Indikator dafür einen „Verlust der Seele“ der Menschen und der von diesem produzierten oder gebrauchten „Dinge“ als Folge der „technisch-rationalisierten Realität“, also der Max Weberschen „Entzauberung“, unserer Moderne (S. 20f.). Im zweiten Kapitel werden diese Aspekte vertieft: sozusagen schuldig sind Technisierung, Profanierung (illustriert u. a. an der Demystifizierung des Professors und Künstlers, S. 28f.), betriebliche Rationalisierung und der Einbruch der Zeit in das Sein. Kapitel drei bringt die Entwicklung auf den Nenner einer „erodierende[n] Bürgerlichkeit“ (S. 35), anschließend geht es um den Verlust von Metaphysik und Idealismus in der (politischen) Philosophie. Der zweite Darstellungsteil stellt unter dem Titel „Politik der Größe“ (S. 59) tatsächliche und potentielle Reaktionen auf den konstatierten Befund zusammen: Aufhebung der Entzauberung mittels ‚Zurück zur Natur‘ im Sinne Rousseaus und der Romantik oder mittels vorwärts zum „Genuß des Lebens“ (S. 67) nach Marx bzw. mittels Stadtflucht als Zwischenlösung; Wiederverzauberung durch Ästhetik, Sinnlichkeit, Pathos, Sakralität (S. 104), Emotionalität. Das Teilstück konstatiert: „Der liberale Staat (übernimmt) keine Verantwortung [für]: Religion, das glückliche Leben und Moral im Sinne einer kollektiven Sittlichkeit“, während der Illiberalismus „Politik mit Gemeinschaft, Gefühl und Tiefe (verknüpft)“, also „versucht, seelische Bedürfnisse im Bereich der Politik zu befriedigen. Das ist sein Grundcharakteristikum. Und mit diesen Anlagen hat er gerade heute Chancen, politisch wirksam zu werden“ (S. 110f.). Im dritten, der „Gegenwart“ (S. 113) gewidmeten Darstellungsteil, zieht der Verfasser aus seiner Sicht wesentliche Konsequenzen aus seiner Analyse: die grundsätzlichen Ambivalenzen und Paradoxien des Populismus in seinen diversen Varianten; der russisch-osteuropäische Fall unter der Perspektive des Gemeinschaftsproblems; das Machtproblem und die Rolle der institutionalisierten Führungsperson im Gemeinschafts- und Machtstaatsgefüge u. a. am Beispiel Chinas. Der Schlussteil unter dem Titel „Nüchternheit und Rausch“ mündet in ein Plädoyer für vernünftige liberale Bürgerlichkeit, die sich der Gefahr der affektiv-pathetisch-rauschhaften Versuchung des Unvernünftigen bewusst ist, aber – das kommt freilich eher in den Eingangskapiteln zum Ausdruck – auf (konstruktive) Emotionalität, Ästhetik und Vision dennoch nicht völlig verzichtet. Ob die jüngst wieder u. a. von Aleida und

Jan Assmann leidenschaftlich beschworenen Menschenrechte dem Liberalismus emotional-pathetisch aufhelfen können, wird nicht debattiert.

Insbesondere der literarisch beschlagene Leser, darunter der Thomas Mann- und der Kafka-Kenner, wird sich bei der Lektüre dieses Bändchens gewürdigt und bestätigt fühlen. Der Kulturhistoriker dürfte einerseits den Scharfsinn bewundern, den der Verfasser z.B. auch in der Unterscheidung der diversen Varianten des Konservatismus an den Tag legt. Andererseits könnte er bedauern, dass die lesefreundlichen narrativen Elemente der Darstellung gelegentlich die analytischen zu überwuchern scheinen. Alles in allem aber ein willkommener, von kulturkritischem Furor oder Gejammer weit entfernter, höchst kundiger, in seinem Haupttitel vielleicht verbesserungsfähiger, zeitkritischer Beitrag.

WOLFGANG E.J. WEBER

Dino Heicker, Weltgeschichte der Queerness, Berlin: BeBra Verlag 2025, 336 S., ISBN 978-3-89809-259-3, 30,00 €.

Der in weiten Teilen faszinierend zu lesende Band des bereits als Literatur- und Kunsthistoriker bekannten Berliner Autors, Lektor und Aktivisten setzt mit einer Umschreibung – nicht eigentlich Definition – seines Leitbegriffs ein, die dankenswerterweise deutlich auf dessen historische Fluidität abhebt, was auch die zweiseitige Schlussreflexion wieder aufnimmt. Danach bezieht sich die Kategorie Queerness kognitiv-analytisch aufgefasst auf „drei“ in wechselnden Kombinationen zueinander in Beziehung gesetzte „Kernelemente“, nämlich „die Theoretisierung von Sexualität, die Infragestellung einer vorgeblich natürlichen heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit als Naturtatsache sowie die Kritik am Identitätsbegriff“ (S. 11), woraus sich empirisch-historisch als Untersuchungsfeld jegliche Abweichung von den jeweils etablierten Sexualitäten ableiten lässt. Der Anspruch des zwischen Sach- und Fachbuch changierenden, mit ausführlichen Literaturhinweisen und einem sorgfältigen Personenindex versehenen Bandes ist in diesem großen Rahmen freilich bescheiden: Es geht „eher“ darum, „den ‚Horizont [...] des Queerseins wenigstens ein kleines Stück weit abzuschreiten“ (S. 12).

Die Reise beginnt erwartungsgemäß, aber durchaus kritisch reflektiert bei Sodom und Gomorrha, führt weiter in die in der Tat höchst bunte antike Götterwelt und das alte Griechenland, bezieht dann den Fernen Osten, konkret das alte China, und damit auch eher Unbekanntes mit ein, und endet ausführlich zunächst im Römischen Reich, wobei wieder u. a. dem Hermaphroditenwesen besondere Bedeutung zugesprochen wird. Es versteht sich, dass auch Kaiser Elagabal auftritt (S. 51ff.). Nach einem Blick auf Indien, den Islam und die Mongolen geht es dann wieder in das allgemein geläufigere Europa bzw. in den Westen zurück: Mittelalter und (angemessen ausführlich, aber etwas zu säkular gesehen) Renaissance, Barock bis Romantik und wohltuend differenziert das bürgerliche Zeitalter. Dessen

Dämmerung oder das Aufkommen der Moderne (die „Ära der sexuellen Revolutionen“, S. 246-291) kommt explizit und implizit unter der rhetorischen Frage daher, ob nunmehr alles möglich war und heute sei, spart aber richtig keineswegs die Repressions- und Terrorphase v. a. des Nationalsozialismus aus. In die bereits angesprochene Schlussreflexion unter der Überschrift „Und nun?“ (S. 292f.) scheint sich freilich auch so etwas wie eine leise Melancholie einzuschleichen.

Das Postulat des Bandes, „einen umfassenden und lebendigen Einblick in die historische Entwicklung des hochaktuellen Themas „Queerness“ zu bieten (Buchrückseite), wird ohne Weiteres erfüllt. Über den Index findet der interessierte Leser manche ihm unbekannte biografische Sachverhalte und überraschende Details. Auch der Kulturhistoriker wird das gut gestaltete, oft mit seltenen Bildern illustrierte Werk deshalb mit Gewinn zur Hand nehmen, auch wenn ihm einzelne Deutungen etwas gezwungen oder übertrieben vorkommen mögen, ihm in bestimmten Fällen die direkten Belege fehlen und insgesamt der Eindruck entstehen könnte, dass die innere Spannung, die Macht- und Ausbeutungsverhältnisse insbesondere in Bezug auf Kinder und Jugendliche, die Konflikträchtigkeit und die internen Konflikte des queeren Feldes und der queeren Community stärker hätten profiliert werden müssen. Eine komparativ-systematisierend vertiefte Darlegung der normativen und politisch-sozialen Kritik des Phänomens von außen in den wechselnden historischen Epochen hätte ebenfalls nicht geschadet. Das betrifft zentral den Islam; z.B. die selbst heute nicht völlig verschwundenen afghanischen (paschtunischen) sogenannten Bacha Bazi (Knabenspiele) habe ich nicht erwähnt gefunden.

WOLFGANG E.J. WEBER

Tobias E. Häammerle u. a. (Hrsg.), Niederösterreich im 18. Jahrhundert: Band 1: Land, Politik und Wirtschaft, Band 2: Gesellschaft, Kultur und Religion, St. Pölten: Niederösterreichisches Institut für Landeskunde 2024, 1506 S., ISBN 978-3-903127-43-2, 74,00 €.

Der barocke Turm des Stiftes Dürnstein und die Donau zieren in Form einer Lithografie des 18. Jahrhunderts das Cover der vorliegenden Publikation des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde in St. Pölten. Als über die Grenzen Österreichs hinaus bekanntes Wahrzeichen der Region stehen sie beide auch für die thematischen Schwerpunkte, die dieses umfassende, doppelbändige Werk bestimmen, ist die Geschichte des Stifts doch ein Symbol für die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, die dieses Jahrhundert in Niederösterreich charakterisierte und dem das Herausgeberteam auf lokaler Ebene nachspüren will. In dem Gebäude und der Institution, die es verkörpert, spiegeln sich die gegenreformatorischen Barockisierungsmaßnahmen zur Mitte des Jahrhunderts ebenso wie die aufklärerischen und staatsbildenden

Säkularisierungstendenzen Josephs II. Der Donaustrom wiederum war eine wichtige Verkehrsader und Vermittler zwischen verschiedenen Wirtschaftsräumen, aber auch eine administrative Trennlinie, die das Land in zwei Hälften teilte.

Diese vielfältigen Aspekte niederösterreichischer Regionalgeschichte, das heißt Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Kultur, Religion und Geistesleben, werden von dem Band in 36 Beiträgen vorgestellt, welche wiederum sechs Sektionen zugeteilt sind und von einer kurzen Zusammenfassung zu Beginn jedes Teilbereiches abgerundet werden. Zwei wichtige, einleitende Kapitel führen die Sektionen konzeptionell zusammen und verbinden sie mit der internationalen Forschungsliteratur zu dem Thema. Diese hat in den letzten Jahren Staatsbildungsprozesse „von unten“ und „von oben“ betont, ein Narrativ, das sich wie ein roter Faden durch einen Großteil der Texte zieht. Jeder Lebensbereich und jede außerstaatliche Institution sollten staatlicher Aufsicht und Verwaltung unterstellt werden, auch die Untertanen sollten zu Staatsbürgern geformt werden. Dennoch blieben die Stände und die Kirche wichtige gesellschaftsgestaltende Einheiten, die kulturelle, soziale und ökonomische Veränderungen ebenso anleiteten wie nutzten. Neben diesen Beobachtungen, die sich in den größeren Rahmen allgemeiner europäischer Entwicklungen einfügen, geht das Konzept des Projekts jedoch auch auf regionale Besonderheiten ein, etwa, wenn es seinen Untersuchungszeitraum nicht erst mit dem Frieden von Karlowitz (1699), sondern mit der gescheiterten Türkenbelagerung Wiens (1683) beginnen lässt, die gerade für das südliche Niederösterreich einschneidende Herausforderungen gebracht hat. Auch die große Zentrum-Peripherie-Dichotomie, die das Land mit der kaiserlichen Residenzstadt Wien prägte, wird eingehend thematisiert.

Dabei verharrt der Band nicht nur auf ausgetretenen Forschungspfaden, sondern führt aktuelle Themen, Perspektiven und Konzepte in der Analyse des „niederösterreichischen 18. Jahrhunderts“ zusammen. Das in der Einleitung getätigte Versprechen, mit einem „breiten Methodenrepertoire“ „ausgewogen die Diversität des langen 18. Jahrhunderts“ abbilden zu wollen, wird in jedem Fall erfüllt.

Schon der erste Block an Artikeln unter dem Titel „Überlieferung – Ansichten – Karten. Kulturräumliche Wahrnehmungen“ leistet dazu einen wichtigen Beitrag, widmet er sich doch der visuellen Darstellung der Region in verschiedenen Bildtypen aus einem vorrangig politisch-herrschaftlichen Blickwinkel. Karten, Stadt- und Schlossansichten, allegorische Abbildungen, Herrscherportraits und Heiligenbilder helfen dabei, der Leserschaft das Land in seiner regionalen Vielfalt zu präsentieren. In einer Zeit der schnelleren medialen Produktion und Vervielfältigung einerseits wie der verbesserten kartographischen Methodik andererseits lassen sich an diesem Themenkomplex gleichzeitig Transferprozesse und die Entstehung einer niederösterreichischen Identität nachvollziehbar machen.

Nicht nur die Herrschaftsstrukturen und -teile Niederösterreichs wurden im 18. Jahrhundert klarer konturiert und zusammengeführt, Niederösterreich in seiner Gesamtheit rückte enger an die übrigen Habsburgischen Herrschaftsgebiete heran

und wurde in ein sich ausprägendes Staatsgebiet integriert. Diesem Thema wendet sich der Abschnitt „Staat – Land – Untertan. Dynamiken der Herrschaftsverdichtung“ zu. Er folgt der schon seit einigen Jahren von der Forschung diskutierten Idee des „fiscal-military state“, der seit dem 17. Jahrhunderts die wachsenden Ausgaben für das Kriegswesen mit einer zunehmenden Steuerlast zu bewältigen suchte. Militär und Fiskus waren demnach die Triebkräfte großer staatsbildender Maßnahmen, etwa der Verrechtlichung, Landesvermessung und Protostatistik. In vielen Bereichen wie dem Gesundheitswesen schob sich der Staat dabei zwischen die Grundherrschaften und die Untertanen, die Stände blieben aber dennoch weiterhin ein wichtiger Entscheidungsträger in politischen Belangen.

Ähnliche Entwicklungen finden sich in der Sattelzeit auch im Wirtschaftssektor, der im Sinne mercantilistischer Theorien ebenfalls der Staatsbildung und der Vermehrung inländischen Vermögens dienen sollte, vor allem durch Exporte und den Aufbau einer starken Protoindustrie. Die Beiträge der Sektion „Wirtschaft – Handel – Verkehr. Intensivierung der Ressourcennutzung“ gehen auf diese Problemstellungen aus verschiedenen Perspektiven ein: Sie zeigen Land- und Holzwirtschaft, Handwerk, Handel, Konsum, Infrastruktur und Nachrichtenwesen im Zwiespalt von protektionistischer Beharrungstendenzen und Restriktionen bei Bauern oder Zünften und staatlichen Reformbemühungen sowie baulichen und technischen Innovationen. Neben politischen Leitlinien spielten speziell in diesem Bereich regionale Unterschiede und demographische Veränderungen eine Rolle. Die neuen ökonomischen Zielsetzungen, Produktionsweisen und Verteilungswege hatten wiederum eine Umgestaltung der Landschaft und der Bevölkerung zu Folge, die zum Teil heute noch prägend für das Land ist.

Im ersten Großkapitel des zweiten Bandes – „Bürger – Bauer – Edelmann. Ständegesellschaft im Wandel“ wird diesen Tendenzen Rechnung getragen. Auch hier wählte das Herausgeberkuratorium einen universellen Ansatz, versucht es das soziale und demographische Gefüge des Landes doch nicht nur als eine „Elitengeschichte“ von Adel und Bürgertum zu erzählen, sondern insbesondere die „Lebensräume von Unterschichten“ (S. 11) auszuleuchten, die in einer „Epoche der arbeitenden Armut“ (S. 12) lebten. Die Lebenswelten marginalisierter Gruppen wie Dienstbotinnen und Dienstboten, Bettlerinnen und Bettler, Kriminellen und Soldaten werden in den Texten ebenso einer Neubewertung unterzogen wie Bäuerinnen und Bauern. Ihr Leben war häufig nicht nur von Entbehrungen geprägt, sie mussten sich auch in den schon erwähnten, sich verändernden Herrschaftsverhältnissen zurechtfinden, in den allermeisten Fällen aber ohne eine Chance auf die Verbesserung ihrer Lage zu sehen. Im Gegenteil wirkte die Obrigkeit – etwa im Zusammenhang mit Mobilität und Migration – restriktiv und entwickelte eher Schutzmechanismen gegen, als Hilfemaßnahmen für diese Bevölkerungsschichten. Auch die bürgerliche Verwaltung der Städte oder die Angehörigen des geistlichen Standes erfuhren in dieser Zeit einen Machtverlust durch staatliche Kontrolle und Vereinheitlichungen, wobei – etwa im

Zusammenhang mit den adeligen Handlungsmöglichkeiten im Niederösterreich des 18. Jahrhunderts – auch von den sich wandelnden Herrschafts- und Verwaltungspraktiken losgelöste Faktoren zur Erklärung der gesellschaftlichen Umschichtungen hervorgehoben werden müssen.

Die erwähnten sozioökonomischen und politischen Veränderungen spiegeln sich auch in neuen kulturellen Ausdrucksformen wider, denen der Teilbereich „Kunst – Wissen – Medien. Barockkultur und neue Öffentlichkeit“ gewidmet ist. Niederösterreich wird darin als ein Zentrum des Barock gezeigt, eine künstlerische Strömung, die anhand von Architektur, Freskomalerei und Musik beleuchtet wird, wobei gerade das Kapitel zur „musikalischen Praxis“ auch die oft marginalisierte Volkskunst erwähnt.

Die gewählten Beispiele zeigen, wie eng verzahnt weltliche und geistliche Auftraggeber, Produzenten und Konsumenten im Zeitalter der späten Gegenreformation noch waren. Ähnliches lässt sich auch für den (natur-)wissenschaftlichen Betrieb konstatieren, der ebenfalls etwa von kirchlichen, adeligen oder höfischen Institutionen getragen wurde. Im 18. Jahrhundert finden sich jedoch auch frühe Ansätze einer modernen Wissensproduktion, die zudem über die Flugpublizistik immer größere Bevölkerungsgruppen erreichen konnte. Langsam fand zudem ein Übergang hin zur Informationsverbreitung und Meinungsbildung über Zeitungen statt, die eine politische Öffentlichkeit erschufen.

All diese Aspekte werden schließlich auch im finalen Themenkomplex „Religion – Aufklärung – Säkularisierung. Aufbrechen konfessioneller Sichtweisen“ zusammengeführt. Dieser gibt darüber hinaus die Möglichkeit, über die bislang vorherrschende katholische Sichtweise hinauszugehen: Protestantische und jüdische Lebensräume werden wiederum in Zusammenhang mit politischen Beschränkungen aufgearbeitet, wobei Toleranz noch lange weder Gleichstellung noch Schutz bedeutete. Dennoch begann sich aufklärerisches Gedankengut auch im katholischen Kernland des habsburgischen Machtbereiches durchzusetzen bzw. von dort ausgehend in Form von Reformbestrebungen Einfluss auf sozial-, bildungs-, wirtschafts- oder kirchenpolitische Prozesse zu nehmen.

Das Fazit, das Franz Fillafer an das Ende seines Beitrags gestellt hat, kann als wichtige Beobachtung und Appell für den gesamten Band gelesen werden: So, wie es „keine niederösterreichische Aufklärung“ (S. 643) gab, gab es womöglich auch kein niederösterreichisches 18. Jahrhundert. Vielmehr ist das, was die Autorinnen und Autoren des Bandes in wunderbaren Einzelstudien herausgearbeitet haben, beispielhaft für ein österreichisches oder Habsburgisches 18. Jahrhundert. Dennoch oder gerade deswegen sind regionale Analysen von großer Wichtigkeit: Sie können Unterschiede und Gemeinsamkeiten des zentraleuropäischen Raumes ebenso nachvollziehbar machen, wie die Wechselwirkungen des Lokalen mit den Zentralstellen.

Der Versuch den Geist einer Epoche in einer bestimmten Region stellvertretend für den Gesamtstaat einzufangen, ist hier aufs Beste geglückt. Während der interessierte Laie in dem Werk einen ebenso detail- wie

facettenreichen Blick auf die Region erhält, wird dem akademischen Publikum eine intensive Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand und seinen Lücken sowie Hinweisen auf bislang kaum beachtete Quellenbestände geboten. Darüber hinaus ist die hochwertige, auf alle optischen Einzelheiten bedachte und reich bebilderte Publikation ein wohlwender Augenschmaus.

MARION AVERBECK-DOTTER

NEUES AUS DEM IEK

Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2024 – Soziale und private Vorsorge im Europa der Vormoderne und des 19. Jahrhunderts – im Schnittfeld Kultur- und Rechtsgeschichte

Am 17.06.2024 fand der achte Tag der Europäischen Kulturgeschichte (EKG) in den Räumlichkeiten der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg statt und war dem Leithema der sozialen und privaten Vorsorge im Europa der Vormoderne und des 19. Jahrhunderts gewidmet. Diese vielschichtige Themenstellung wurde in dem vom Institut für Europäische Kulturgeschichte veranstalteten interdisziplinären Symposium beleuchtet.

Den Auftakt machte Ulrich Niggemann im Namen des Direktoriums des Instituts für Europäische Kulturgeschichte. Er führte in den Themenbereich ein. So ist die soziale und private Vorsorge als weltliche Vorsorge auch und gerade vor der Kontrastfläche der instinktiv für lange Zeit als prävalent angenommenen göttlichen Fürsorge zu betrachten. Die Tagung sollte ferner auch der Begriffsschärfung dienen sowie die diversen und sehr heterogenen Instrumente der Vorsorge kontextualisieren. Dabei sollte auch aufgezeigt werden, was das Instrumentarium aus privaten, kommunalen, staatlichen, kirchlichen und weiteren Vorsorgeoptionen eint: nämlich ein zumindest rudimentär ausgeprägtes Niveau an Formalisierung bzw. Regelbasierung. All dies ist nicht nur für ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse von Relevanz, sondern kann ebenfalls im Hinblick auf gegenwärtige sozialpolitische Diskussionen fruchtbar und nutzbar sein.

Der erste Referent, in den chronologisch nach Vortragssujets geordneten Vorträgen, war Andreas Hartmann, der unter der Leitfrage nach einer potenziellen Bedürftigkeitsprüfung Überlegungen zu Maßnahmen der sozialen Grundsicherung in der Antike anstellte. Dazu wurden zwei Fallbeispiele erörtert: Zum einen die Kriegerwaisenversorgung im antiken Inselstaat Thasos. Dahingehend war lange Zeit davon ausgegangen worden, dass die Entschädigung für den Tod des gefallenen Vaters im Krieg vorbehaltlos ausbezahlt wurde. Neugefundene Fragmente kontrastieren diese These jedoch. So sind in diesen neuen Fragmenten die Bestimmungen für ein formelles Antragsverfahren normiert. Darüber hinaus wurde die Kriegerwaisenversorgung lediglich dann ausgezahlt, wenn keine ausreichenden Vermögensverhältnisse bzw. eigene Einkommenspotenziale gegeben waren. Daher ist davon auszugehen, dass die Kriegerwaisenversorgung lediglich als eine subsidiäre Sicherung qualifizierte. Aufgrund des vorausgehenden komplexen Antragsverfahrens, einschließlich der Offenlegung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse, war mit der Inanspruchnahme der Kriegerwaisenversorgung wohl eine gewisse soziale Stigmatisierung verbunden. Da die ausgezahlten Beträge ferner relativ gering waren, dürfte es sich lediglich um eine soziale Grundsicherung gehandelt haben.

Das zweite Fallbeispiel war die Getreideverteilung in Rom. Teilnahmeberechtigt waren dabei grundsätzlich Bürger und Einwohner Roms. Soziale Bedürftigkeit war dabei keine Partizipationsvoraussetzung an der Verteilung. Vielmehr wurde der Teilnehmerkreis genealogisch abgegrenzt, so waren beispielsweise Gymnasiasten oder Kuratoren unter den Berechtigten. Es erscheint zunächst verwunderlich, dass ein vermeintlich privilegierter Personenkreis hier für eine Sozialleistung qualifizierte. Allerdings war schon in der Antike – vergleichbar mit dem heutigen verarmten Erbadel – eine gesellschaftlich herausgehobene Stellung nicht zwingend äquivalent mit ökonomischer Potenz. Abschließend kann konstatiert werden, dass Bedürftigkeitsprüfungen in der Antike durchaus bekannt waren und in verschiedensten Formen praktiziert wurden.

Mit einem erheblichen zeitlichen Sprung verließ das Symposium thematisch die Antike und wandte sich dem ausgehenden Mittelalter zu. Dafür übernahm Thomas Krüger das Wort und stellte basierend auf Beispielen aus dem Augsburger Domstiftsarchiv diverse Vorsorgeverträge mit der spätmittelalterlichen Kirche vor. Das Augsburger Domstiftsarchiv weist dahingehend eine Besonderheit auf, da es sich um einen provinzenreinen Bestand handelt. In einer ersten Phase der Untersuchung wurden die Aktenbestände von 1099 bis 1424 ausgewertet. Dabei sind neben Verträgen, die primär geistliche Interessen adressieren (wie z. B. Gebietsverbrüderungsverträge), gerade auch Verträge prävalent, die auf wirtschaftliche Aspekte abzielen. Dabei fällt die Gattung der sogenannten Leibgedingsverträge_besonders auf, welche innerhalb des ausgewerteten Archivkorpus nach Kaufverträgen, die zweitgrößte Gruppe darstellt.

Mittels dieser Verträge wurde dem Leibgedingsnehmer eine Besitzung, im Regelfall ein Haus, auf Lebzeiten gesichert. Als Gegenleistung wurde ein Pachtzins an das Domkapitel bzw. an einen Domherrn gezahlt. Die genauen vertraglichen Leistungspflichten und die einzelnen Vertragsausgestaltungen sind jedoch innerhalb der 1088 ausgewerteten Leibgedingsverträge durchaus heterogen. So lauteten einige Verträge auf mehrere Leiber; in dieser Konstellation endet der Leibgedingsvertrag erst mit dem Tod des letzten Überlebenden. Der Regelfall der Nutzung der leibgedingsten Liegenschaft war die Selbstnutzung. Jedoch lässt sich aus den Verträgen ableiten, dass auch Vermietungen zulässig waren. Ebenfalls konnten Leibgedingse verkauft werden, erloschen jedoch konsequenterweise trotzdem mit dem Tod des ursprünglichen Leibgedingsnehmers. Insgesamt handelte es sich bei den aus Leibgedingsvertrag erworbenen Rechten um relativ weitgehende Rechte, die sogar einen Umbau der Liegenschaft zulassen – nach heutiger Terminologie drängen sich dahingehend Parallelen zum Nießbrauch auf. Grundsätzlich weist der Leibgedingsvertrag aber auch Charakteristika von modernen Erbpacht- und Leibrentenverträgen auf. Ein Leibgeding mit einer Leibrente gleichzusetzen, wie es die bisherige Forschung häufig annimmt, greift jedenfalls zu kurz und wäre aufgrund der Vielschichtigkeit und Komplexität von Leibgedingsvertrag zu undifferenziert.

Den Konnex der Leibgedingsverträge zum Leitthema der Vorsorge stellt das Faktum dar, dass oftmals der Pachtzins unter dem entsprechenden Marktwert lag, gegebenenfalls sogar erlassen war. So konnte sich eine Familie, womöglich sogar intergenerationell, preisgünstig weitgehende Rechte an einer Immobilie sichern und dahingehend privat vorsorgen. Der klerikale Leibgedingsgeber hatte ein Interesse daran, dass seine Güter langfristig bestellt und gepflegt wurden und so der inhärente Wert erhalten blieb. Ab Mitte des 14. Jahrhunderts wurden Leibgedingsverträge weniger gebräuchlich und im Instrumentarium der diversen Vertragsgestaltungen zunehmend substituiert. Zusammenfassend besteht hinsichtlich der Leibgedingsverträge noch enormer Forschungsbedarf, da gerade deren Spezifika in der bestehenden Forschung nur unkonturiert gewürdigt werden.

Im Zuge eines weiteren ungefähr 300-jährigen thematischen Zeitsprungs referierte Lothar Schilling über die Wechselwirkungen von Versicherung und *gute Policey* im Zug der Diskussion um die *Viehasssecurition* im Zeitalter der Aufklärung. Ausgangspunkt war hier die Feststellung, dass auch in diesem Metier der Forschungsstand ausbaubedürftig ist. So herrscht das sehr eindimensionale Narrativ vor, dass Friedrich II. von Preußen in Reaktion auf eine katastrophale Seuchenwelle in Schlesien im Jahr 1765 eine Pflichtversicherung eingeführt hat. Dieser Befund ist zwar sicher richtig, nur bedarf er der Kontextualisierung, da die Einführung nicht im luftleeren Raum stattfand, sondern sich im Vorfeld verschiedene Entwicklungslinien ereigneten, welche miteinander wechselwirkten und so schließlich die Einführung der Pflichtversicherung ideengeschichtlich vorbereiteten.

In einer ersten Entwicklungslinie bildeten sich im 17. Jahrhundert Verordnungen heraus, die normierten, wie im Falle einer auftretenden Seuche zu verfahren sei. Diese – nach heutiger Terminologie sicherheitsrechtlichen – Verordnungen enthielten einen Kanon an Maßnahmen, wie Absonderungen, Mobilitätsreduktionen oder Keulungen. Das gemeinsame Ziel dieser Maßnahmen war die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern. Aufgrund des noch rudimentären epidemiologischen Wissens und der Tatsache, dass auch die Melde- und Befolgungsbereitschaft nicht ausnahmslos gegeben war – man wollte aus ökonomischen Gründen die Keulung der eigenen Viehbestände nach Möglichkeit verhindern – waren die Erfolge dieser Verordnungen begrenzt.

In einer weiteren Entwicklungslinie bildeten sich privatwirtschaftlich organisierte Versicherungsvereine aus. Diese hatten zwar eine dezidiert regionale Struktur, und daher hoch korrelierte Risiken, wurden aber von dem agromantischen Zeitgeist sehr propagiert, denn die Vorteile waren evident: So wurden dadurch Betriebsrisiken minimiert, bürgerliche Existenz gesichert und der schicksalsgläubige Fatalismus überwunden. Des Weiteren sind auch Synergien mit den Seuchenverordnungen gegeben, denn deren Befolgungsbereitschaft wurde dadurch substanziell erhöht, dass Keulungen des Bestandes ihren Schrecken verloren, da diese durch die Versicherung kompensiert wurden. Es kam somit zu einer Verschränkung der privaten Seuchenabsicherung und der hoheitlichen Seuchenprävention. Diese ging sogar so weit, dass der Versicherungsanspruch

verloren ging, wenn die Vieherkrankungen nicht ordnungsgemäß gemeldet wurden. So wurde im Ergebnis mit privatrechtlichen Instrumenten, die Befolgung von sicherheitsrechtlichen Maßnahmen incentiviert.

Trotz aller praktischen und versicherungsmathematischen Probleme waren diese Versicherungsvereine bemerkenswert resilient, allein in Schleswig-Holstein existierten in den 1760er Jahren 751 dieser Vereine. In zeitgenössischen Fachkreisen entspann sich daher eine virulente Diskussion, ob die Viehversicherung aufgrund von substanziellem versicherungstheoretischen Vorteilen nicht als eine obligatorische Versicherung ausgestaltet werden sollte. Als Resultat dieser nicht zielorientierten Entwicklungsprozesse ist die Viehversicherung Friedrichs II. zu werten. Hinsichtlich der vorgelagerten und peripheren Entwicklungslinien der Viehversicherung besteht also noch erheblicher Forschungsbedarf.

Der nächste Vortrag von Magnus Ressel zur Genese und dem Fall des Verbotsdogmas von Lebensversicherungen fokussierte ebenfalls auf die Frühe Neuzeit. Darin wurde dargestellt, wie Lebensversicherungen gerade im Mittelmeerraum – auch in der Erscheinungsform von Wetten auf das Leben Dritter – vor der Reformation rege praktiziert wurden. Ab 1540 wurde jedoch ein Verbot von Lebensversicherungen virulent. Die dahingehende Skandalisierung entsprang der konfessionellen Spaltung, wurde aber zum Teil auch mit einem Rekurs auf antike Rechtssätze gerechtfertigt. Die daraus resultierende Stigmatisierung der Lebensversicherung wirkte jedoch überkonfessionell und umfasste sowohl katholische als auch calvinistische Territorien. Durch die sich ab dem 17. Jahrhundert etablierenden Barbaresken- bzw. Freikaufversicherungen erodierte das Verbot jedoch in der Folge immer mehr. Spätestens 1790 wurde auch das Pro-Forma-Verbot – wobei es auch während des Bestehens durchaus viele Umgehungen gab – endgültig aufgehoben. Damit handelte es sich im Wesentlichen um eine lediglich 250-jährige Periode, in der es eine solche formelle Ächtung von Lebensversicherungen gab.

Der darauffolgende Vortrag blieb ebenfalls in dieser Zeit verhaftet; Phillip Hellwege referierte über die Witwenversorgung in der Frühen Neuzeit, insbesondere durch Witwenkassen. Ausgangspunkt war dabei, dass es hinsichtlich der Witwenversorgung im Allgemeinen eine Vielzahl von bewährten Versorgungsstrategien wie die Versorgung durch familiäre Strukturen, durch Mitgift, durch eigene Erwerbsarbeit (vor allem bei Fortführung eines Handwerksbetriebs) und durch Wiederheirat gab. Bei bestimmten Berufsgruppen wie Professoren, Pastoren oder Staatsbediensteten versagten jedoch die eben genannten Versorgungsstrategien. Um dieses Spannungsfeld zu adressieren, bildeten sich erste Witwenkassen heraus, wie die Witwenkasse an der Universität Rostock von 1707. Diese entstanden jedoch nicht aus dem Nichts, sondern wurden vermutlich in Anlehnung an die Witwenversorgung durch die Knappschaften der Bergarbeiter entwickelt. Bei einer eingehenden Beschäftigung mit den Witwenkassen fällt dabei auf, wie disparat der Forschungsstand zwischen der englischsprachigen und der deutschsprachigen Forschung ist. Dies zeigt sich schon

daran, dass die englischsprachige Forschung davon ausgeht, die deutschen Witwenkassen seien im 18. Jahrhundert entstanden, die deutschsprachige jedoch vom 16. Jahrhundert ausgeht.

Koppelt man nun das Forschungssujet der Witwenkassen auf das Leitthema des Tags der Europäischen Kulturgeschichte, die soziale und private Vorsorge, zurück, lässt sich feststellen, dass sich Witwenkassen an der Schnittstelle zwischen sozialer und privater Vorsorge bewegen. Die Witwenkassen weisen daher eine gewisse Bivalenz auf, da sie Aspekte sowohl der privaten als auch der sozialen Vorsorge verbinden. Je nach einzelner Witwenkasse, die sich ebenfalls in ihren Entwicklungsstufen unterscheiden, ist mehr die soziale oder mehr die private Eigenart prädominant. Dies hatte der Referent in einer eigens dafür entwickelten Phänomenologie eindrucksvoll visualisiert.

Insgesamt ist es vor dem 19. Jahrhundert kaum möglich, Sozial- und Privatversicherung zu unterscheiden, da diese weitgehend verschmolzen waren. Diese Dualität aus Sozial- und Privatversicherung liegt jedoch der modernen Forschung oftmals zugrunde. Damit ist die Genese der Vorsorge auch eine Geschichte des langsam Trennens von Sozial- und Privatversicherung. Genau diese Geschichte ist aber noch kaum beforscht und bedarf einer umfassenderen Aufarbeitung.

Den abschließenden Vortrag steuerte Jana Osterkamp zu dem Thema *Vorsorge oder Fürsorge? Kontroversen um soziale Sicherungssysteme in der Habsburgermonarchie* bei. Darin wurde zunächst die zunehmende sozialstaatliche Prägung der Habsburgermonarchie skizziert. So tritt das Soziale im Verlauf des 19. Jahrhunderts graduell mehr aus der Sphäre des Oikos heraus und gewinnt auch in der Polis mehr Bedeutung. Als Katalysationspunkt lässt sich der Gründerkrach von 1873 identifizieren. Von diesem war Österreich-Ungarn im Besonderen betroffen und es wurde in der Folge ein verstärkter Fokus auf die Sozialpolitik gelegt. Das theoretisch-ideologische Fundament dafür lieferte Lorenz von Stein mit seiner Lehre von der sozialen Monarchie.

Es entwickelte sich ein ausdifferenziertes Sozialsystem, in dem jeder staatlichen Gliederungsebene – Reich, Ländern und Gemeinden – unterschiedliche Aufgaben zufielen. Dabei ist jedoch zu konstatieren, dass Sozialeinrichtungen im Königreich Ungarn oft erst mit veritable Verzögerung im Vergleich zum österreichischen Stammland eingeführt wurden. In diesem ausdifferenzierten Sozialsystem lässt sich jedoch die Singularität eines ausgeprägten Petitionswesens an den Kaiser feststellen. Dieses entsprach ganz seinem Selbstbild als sozialem Monarchen und nahm ungefähr 90 Prozent seiner Arbeitszeit ein. Neu war daran, dass dabei nicht mehr das Leitbild der Billigkeit bei Petitionen im Vordergrund stand, sondern es mehr um einen formalisierten (Verwaltungs-)prozess handelte. Der Monarch verkörperte die unparteiische Spalte des Staates und war gleichzeitig Symbol für sozialstaatliche Fürsorge.

Mit diesem Vortrag endete der Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2024. In den verschiedenen Vorträgen wurde aus ganz unterschiedlichen Perspektiven die vermeintliche oder tatsächliche Dualität der sozialen und privaten Vorsorge im

Europa der Vormoderne und des 19. Jahrhunderts verhandelt. Dabei lässt sich festhalten, wie vielschichtig und komplex dieses Themenfeld ist, und wie konträr zu diesem Befund, einschichtig der Forschungsstand oft ist. Hier lassen sich daher noch ertragreiche Forschungspotenziale heben.

GEORG OBERMAYER

Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2025

„Zu Tode gesiegt oder quicklebendig? Kulturgeschichte heute“

Am 30. Juni 2025 fand der inzwischen 9. Tag der Europäischen Kulturgeschichte statt, der dieses Mal im Vortragssaal des Wissenschaftszentrums Umwelt (WZU) im Innocube der Universität Augsburg gastierte. Anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Lehrstuhls Europäische Kulturgeschichte und der fünfunddreißigjährigen Existenz des IEK sollte die Frage nach der aktuellen Lage der Kulturgeschichtsforschung gestellt werden. Dabei ging es einerseits um eine Bilanz, andererseits aber auch um Perspektiven für die Zukunft. Angesichts des vielfach konstatierten Eingangs kulturhistorischer Ansätze in den „Mainstream“ der Geschichtswissenschaft scheint die Frage berechtigt zu sein, ob es des Labels „Kulturgeschichte“ überhaupt noch bedarf.

Nach einer kurzen Begrüßung und Einführung durch Günther Kronenbitter, hielt Silvia Serena Tschopp, bis März 2025 Lehrstuhlinhaberin für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg, einen Vortrag, den sie bewusst als eher persönlich gehaltenen Rückblick gestaltete. Sie betonte dabei, dass die Augsburger Kulturgeschichte drei Säulen habe, nämlich erstens das 1990 gegründete IEK, zweitens den im Jahr 2000 eingerichteten Lehrstuhl und schließlich den Bachelorstudiengang „Europäische Kulturgeschichte“. Tschopp reflektierte zunächst die Institutsgründung und deren Weiterentwicklung, um dann auf den Lehrstuhl und seine Tätigkeit in den vergangenen 25 Jahren einzugehen. Knapp sprach sie schließlich die Etablierung des Bachelorstudiengangs an, der seinerzeit ein Novum im Sinne der Bologna-Reform gewesen sei. Etwas ausführlicher stellte sie dann die Entwicklung der Kulturgeschichte in Deutschland dar, mit Fokus auf Augsburg, aber eben auch in der Einbettung in die Gesamtentwicklung.

Marian Füssel (Göttingen) reflektierte anschließend zunächst die Phasen der allmählichen Etablierung kulturhistorischer Perspektiven, wobei er kritisch auch auf die polarisierenden, bisweilen regelrecht von bellizistischen Metaphern durchzogenen Auseinandersetzungen zwischen der Sozialgeschichte Bielefelder Prägung und der sich neu formierenden Kulturgeschichte in den 1990er Jahren skizzierte. Die Durchsetzung kulturhistorischer Ansätze, die er ironisch auch an der Veröffentlichung zahlreicher Handbücher und Einführungsbände festmachte, sei indes mit dem Verlust kritischen Potentials einhergegangen. Gerade in der Wiedergewinnung kritischer Impulse sieht er die eigentliche Aufgabe künftiger

kulturhistorischer Arbeit, deren Dynamik gerade durch die Hinzunahme neuer Themenfelder weiterhin bestehe und gewahrt bleibe. Allerdings dürfe sich diese nicht in einer „Topifizierung“ im Sinne einer Verfestigung kanonischer Themenbereiche, die sich in Tagungssektionen und Buchkapiteln niederschlage, erschöpfen, sondern kritisches Potential ergebe sich vielmehr aus der Perspektivierung z.B. umwelthistorischer oder geschlechtergeschichtlicher Fragen in allen Bereichen kulturhistorischen Forschens.

Den Abschluss des Tags bildete eine von Ulrich Niggemann moderierte Podiumsdiskussion, in der Daniel Bellingradt, Rotraud von Kulessa, Simone Müller und Martina Steber zunächst Stellung nahmen zu kommunikationshistorischen, romanistisch-literaturwissenschaftlichen, umweltgeschichtlichen und zeitgeschichtlichen Perspektiven auf die Entwicklung und Zukunft kulturhistorischer Forschungsansätze. Bellingradt plädierte v.a. für einen engeren Austausch zwischen den verschiedenen Teildisziplinen, während von Kulessa die weitaus selbstverständlichere kulturwissenschaftliche Arbeit in der romanistischen Literaturwissenschaft im Vergleich zu den teils intensiv geführten Methoden- und Theoriedebatten in der Geschichtswissenschaft hervorhob. Simone Müller hingegen akzentuierte die Ambivalenz der neueren Umweltgeschichte zwischen Materialismus und Kulturwissenschaft. V.a. die Herkunft der Umweltgeschichte aus der Umweltbewegung sei die Ursache für ein gewisses aktivistisches Unbehagen einer zu starken Kulturalisierung, die in Teilen der Szene als Relativierung wahrgenommen werde. Ähnliche Beobachtungen äußerte Steber auch mit Blick auf zeitgeschichtliche Themen, etwa mit Blick auf Forschungen zum Nationalsozialismus und zum Holocaust. Insbesondere konstruktivistische Ansätze seien hier stets nur in sehr moderater Form rezipiert worden. Auch die im Anschluss an die Stellungnahmen vom Podium erweiterte Diskussion aller Teilnehmenden ließ deutlich werden, dass kulturhistorische Ansätze nach wie vor lebendig seien, aber zugleich in unterschiedlichen Forschungsfeldern neu verhandelt werden müssten. Neue Perspektiven, aber auch die Skepsis gegenüber einer Überbetonung des Konstruktivismus in Zeiten massiver Angriffe auf die Wissenschaft seien notwendig.

Tagungsprogramm

14:00 Uhr

Begrüßung und Einführung

Günther Kronenbitter

14:15 Uhr

Die Augsburger (Europäische)

Kulturgeschichte – ein Rückblick

Silvia Serena Tschopp (Augsburg)

15:00 Uhr

Jenseits der Kulturgeschichte?

Historisierung, Kritik und Zukunft

eines Perspektivwechsels

Marian Füssel (Göttingen)

15:45 Uhr Kaffeepause

16:15 Uhr

Podiumsdiskussion:

Die Zukunft der Kulturgeschichte:

Neue Ansätze und Perspektiven?

Daniel Bellingradt, Rotraud von Kulessa,

Simone Müller, Martina Steber

Moderation: Ulrich Niggemann

17:45 Uhr Ende der Veranstaltung

ULRICH NIGGEMANN

Friedensmacher, Multiplikatoren und Profiteure. Akteure des Westfälischen Friedenskongresses*

Zum 375. Jubiläum des Westfälischen Friedens standen in einer akteurszentrierten Perspektive im Sinne der Neuen Diplomatiegeschichte die sogenannten *Friedensmacher* im Zentrum der Tagung. Damit verbunden war die Frage, welche Personen(-gruppen) am Zustandekommen des Westfälischen Friedens beteiligt waren, wer von diesem Prozess wie profitiert und wer auf welche Weise zur Informationsverbreitung beigetragen hat. So sollte der Blick über die Diplomaten hinaus auf deren vielgestaltiges Gefolge, auswärtige Künstler und Musiker oder auch lokale Akteure in den Kongressstädten geweitet werden. Das Ziel war es, auf diesem Weg Personen(-gruppen), sozialen Figurationen und Akteurskonstellationen nachzuspüren, die das Kongressgeschehen prägten, begleiteten oder rezipierten.

In Sektion I zog Indravati Félicité (Paris) Bilanz über die Methode der Akteurszentrierung und eröffnete neue Perspektiven für die Zukunft: Erstens müsse der ‘material turn’ auch durch die Neue Diplomatiegeschichte mitvollzogen werden. Dazu gehörten die Fragen nach dem sozialen Leben von Objekten, ihrer Bedeutung im diplomatischen Kontext, wie beispielsweise in Form von Geschenken, und ihre Bedeutung als Quelle jenseits der Schriftlichkeit. Zweitens müsse das Postulat der Akteurszentrierung im Lichte der Einsicht, dass Schriftlichkeit keine universelle Voraussetzung für diplomatisches Handeln sei, überdacht werden. So könnten Schriftstücke als Machtobjekte in interkulturellen Beziehungen erkannt und die Grundlage für die Historisierung einer spezifisch europäischen diplomatischen Kultur gelegt werden. Drittens könnten Diplomaten nur dann angemessen erforscht werden, wenn sie Subjekte von Biografien würden, die über die diplomatische Tätigkeit hinausgingen. Zugleich könnten kollektive Biografien, wie über die Diplomaten auf dem Westfälischen Friedenskongress, Aufschluss über gemeinsam getragene Werte geben. Beides könne dazu beitragen, das Professionalisierungsparadigma zu überwinden.

Um Zugriff auf die Rezeption der Gesandten und ihrer Rolle für den Friedensprozess zu bekommen, wertete Jonas Bechtold (Bonn) zeitgenössische Zeitungen aus. Er kam zu dem Schluss, dass am Beginn des Kongresses noch die Fürsten, als die für den Abschluss des Friedens verantwortlichen Akteure, im Zentrum der Berichterstattung gestanden hätten. Erst allmählich seien Friedenserwartungen mit Gesandten, insbesondere denen des Kaisers, Frankreichs und

*Erstveröffentlichung: Tschiedel, Torben, Tagungsbericht: *Friedensmacher, Multiplikatoren und Profiteure. Akteure des Westfälischen Friedenskongresses*, in: H-Soz-Kult, 13.03.2024, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-142628>
Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung durch H-Soz-Kult.

Schwedens, verknüpft worden. Die Reichsstände wären in den Zeitungen dagegen nur als Gruppe wahrgenommen worden. Einzelne reichsständische Gesandte seien nicht in Erscheinung getreten. In der Endphase des Kongresses im Jahr 1648 seien dann in der Berichterstattung aus den Gesandten der Kronen und des Kaisers die entscheidenden Hoffnungsträger für den Friedensabschluss geworden.

Matthias Schnettger (Mainz) griff das Konzept des Diplomaten vom Typ Ancien auf und entwickelte daraus für das Reich das Konzept des Diplomaten vom Typ Empire. Dieser definierte sich unter anderem durch den Verzicht auf Dauergesandtschaften, einen wiederholten Rückgriff auf dieselben Personen und ein daraus resultierendes breites Erfahrungswissen der Akteure. Auf dem Westfälischen Friedenkongress hätten die reichstagsähnliche Beratungsform, die juristische Expertise der Gesandten sowie in vielen Fällen ihre Doppelrolle als Spitzenpolitiker an den Heimathöfen zusätzlich eine Rolle gespielt. Statt dem höfisch geprägten adeligen Diplomaten, der sich als Typus in Europa bereits im 16. Jahrhundert durchgesetzt habe, sei der humanistisch gelehrte Diplomat im Reich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts relevant geblieben.

Siegrid Westphal (Osnabrück) ging der Frage nach, wie es der sogenannten *Dritten Partei*, die maßgeblich für den erfolgreichen Abschluss des Friedens verantwortlich war, gelang, sich durchzusetzen und warum deren reichsständische Gegner keinen organisierten Widerstand leisten konnten. Demnach sei die katholische Fundamentalopposition Ende 1647 zerbrochen, da sowohl Kurbayern als auch Kurmainz einen Friedenskurs eingeschlagen hätten. Während die Gruppe der katholischen Hardliner zunehmend isoliert gewesen sei, hätte sich mit der *Dritten Partei* eine Gruppe von Kurfürsten und Fürsten zusammengefunden, die durch ihren unbedingten Friedenswillen den Kaiser massiv unter Druck setzen konnte. Letztendlich hätten die Gegner der Dritten Partei nicht auf den Friedenswillen der Kronen vertraut und seien daher in der Endphase des Kongresses von der Dynamik der Verhandlungen überrollt worden. Damit wurde deutlich, wie wichtig der Verhandlungsmodus auf dem Friedenkongress war.

Alexander Gerber (Bonn) verdeutlichte dies anhand der Direktorialgesandten der Reichsräte, denen eine Schlüsselrolle im Konfliktmanagement bei Verfahrens- und Zeremonialstreitigkeiten zukam. Sie hätten einerseits einen Ausgleich zwischen ihren eigenen Interessen und der angemessenen Repräsentation ihrer Kurie finden müssen. Andererseits sei ihre Fähigkeit, Konflikte innerhalb der Reichsräte einzuhegen, zentral gewesen, um die Handlungsfähigkeit des jeweiligen Gremiums zu bewahren. Sie hätten sich daher um Konsensbildung bemüht. Verlierer einer Abstimmung im Sinne eines modernen Mehrheitsprinzips durfte es nicht geben. Einzelfallentscheidungen wären so zum zentralen Mittel der Konfliktvermeidung geworden, was die Direktorien zu den Friedensmachern innerhalb der Kurien gemacht habe.

Im Sektionskommentar bemerkte Guido Braun (Mulhouse), dass die Friedensmacher der ersten Reihe, nämlich die Fürsten und deren Prinzipalgesandten, in der Sektion unterrepräsentiert geblieben seien. Allgemein müsse die Typologie der Gesandten kritisch hinterfragt werden und mit zeitgenössischen

Quellen verglichen werden. Weiterhin biete ein flexibler Diplomatiebegriff das Potenzial, das Spektrum der am Friedensprozess beteiligten Akteure, was auch Friedensstörer einschließe, aufzufächern und das Friedensstiften nicht allein als Problem der Politik zu verstehen. Möglicherweise sei es lohnend, die Neue Diplomatiegeschichte mit einer neuen Internationalen Geschichte zu verbinden und damit eine Alternative zur Geschichte der Internationalen Beziehungen zu eröffnen. Das Reich stelle dabei einen besonderen Raum für diplomatisches Handeln dar. Alle Gesandten agierten in einem medialen Kontext, den sie selbst beeinflusst hätten und durch den sie beeinflusst worden seien. Es bleibe die Frage, wer den Westfälischen Frieden gemacht habe. In Abgrenzung zum Begriff der Friedensmacher lasse sich auch über die Frage nach den Kriegsmachern nachdenken.

Der Abendvortrag von Christoph Kampmann (Marburg) reflektierte die historischen und gegenwärtigen Deutungen des Westfälischen Friedens und ordnete das Ereignis in den Kontext der unterschiedlichen Konflikte ein, die im Jahr 1648 in Europa existierten. Letztendlich habe der Vertrag in einer gesamteuropäischen Krise der Staatlichkeit eine Sicherheitsordnung für Mitteleuropa entworfen. Kampmann stellte die These auf, dass das Reich in der Frühen Neuzeit bis 1648 eine starke Krisenzone in Europa gewesen sei. Der Westfälische Frieden habe das Reich dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in eine Zone der Stabilität verwandelt. Dieser grundlegende Wandel von der Krisenzone zur Stabilitätszone sei eine enorme Leistung des Vertragswerkes gewesen, die auch als Herausforderung für die Konflikte der Gegenwart aktuell bleibe.

Auf der Suche nach den Friedensmachern der zweiten und dritten Reihe rückte in Sektion II das Kanzleipersonal der Gesandtschaften in den Fokus. Maria-Elisabeth Brunert (Bonn) verstand darunter alle Personen der Gesandtschaft, die Schriftgut bearbeiteten oder transportierten. Eine formalisierte Ausbildung habe es neben vorausgesetzten rechtlichen und sprachlichen Kenntnissen nicht gegeben. Oftmals sei Wissen im Berufsalltag erlernt und auch innerhalb von Familien weitergegeben worden. Genauere Untersuchungen zum Gesandtschaftspersonal und dessen Lebenswegen und Familienstrukturen stellten aber noch ein Desiderat der Forschung dar.

Dasselbe trifft auch auf die Dienerschaft der Gesandten zu, deren Bedeutung im Kongressalltag sich Sebastian Kühn (Berlin) widmete. Demnach habe das Geschehen auf dem Kongress fast ausschließlich in den Haushalten der Gesandten stattgefunden, sodass Dienstboten nahezu immer präsent gewesen seien. Die sozialen und strukturellen Dynamiken des Gesandtenhaushaltes müssten daher für eine Kulturgeschichte des Friedenskongresses unbedingt beachtet werden. Dies betreffe beispielsweise das gemeinsame Essen der Gesandten und die Verköstigung der Dienerschaft des Verhandlungspartners als wichtiges Element der Verhandlungen und der Repräsentation. Auch soziale Beziehungen in und zwischen Gesandtschaften sowie zur Stadtgesellschaft seien hier zu berücksichtigen. Letztendlich sollte die Dienerschaft neben den Gesandten als Gruppe

mit zahlreichen Beziehungen wahrgenommen werden, die über instrumentelle Handlungen hinausgingen.

Mit der sozialen Figuration griff Albert Schirrmeyer (Paris) ein Konzept von Norbert Elias auf und wandte es auf die französische Gesandtschaft an. Deren Korrespondenzen seien demzufolge nicht nur als Berichte über das Handeln der Gesandten, sondern als eigene Handlungen zu verstehen. Damit stellten Sie den Aushandlungsort der sozialen Beziehungen zwischen den Gesandten vor Ort, ihren Dienstherren und Patronen am Hof sowie ihren eigenen Netzwerken dar. So sei es beispielsweise Abel Servien gelungen, sich gegen seinen in Sachkompetenz besser situierten Kollegen, den Comte d'Avaux, durchzusetzen, weil er ein Vertrauter Kardinal Mazarins war.

Im Sektionskommentar wies Ralf-Peter Fuchs (Essen) darauf hin, dass die Forschung ihren Blick schon länger auf die Akteure der zweiten und dritten Reihe gerichtet hätte. Dies werfe nun besonders die Frage nach den Praktiken des Friedensschließens auf. Zusätzlich müsse die Chance einer neuen Sozialgeschichte des Kongresses erörtert werden, in der einerseits der allgegenwärtige Aspekt der Ehre eine Rolle spielt. Andererseits müssten, auch wieder mit Blick auf die Praktiken, die Handlungsfelder an den beiden Kongressorten genauer beschrieben werden. Wichtig sei besonders die Frage, inwiefern das Personal der Gesandten durch die Teilnahme am Kongress Ehre erwerben konnte und welche Agency ihnen zukomme. Auch für die Gesandten selbst müsse untersucht werden, inwiefern Frieden zu machen innerhalb einer adligen Gewaltkultur ein Weg gewesen sei, abseits des Schlachtfeldes Ehre zu gewinnen. Daran anschließend kam in der Diskussion die Frage auf, was die nun im Friedenstiften geschulten Akteure an ihre Höfe mitgebracht hätten, nachdem der Kongress beendet war. Wie seien sie durch ihre Erfahrungen verändert worden und welchen Einfluss habe dies auf das weitere politische Handeln gehabt? Könnte möglicherweise von einer Schule des Kongresses gesprochen werden?

In Sektion III plädierte Ulrich Niggemann (Augsburg) dafür, den Begriff der Öffentlichkeit im Sinne eines realen Kollektivakteurs zu verabschieden und öffentlich stattdessen nur als Zustandsbeschreibung einer Information zu verwenden. Die Aufmerksamkeit der Forschung solle vielmehr auf die Praxis des Publizierens und die an der Publikation beteiligten Akteure gerichtet werden. Damit könnten Kommunikationsprozesse im Kontext des Westfälischen Friedenkongresses untersucht werden. Dies werfe Fragen nach Informationsweitergabe, kalkulierter Indiskretion oder auch der Öffentlichkeit als fiktionaler Appellationsinstanz auf. Ebenfalls sei der Akt des Publizierens grundsätzlich als Form symbolischer Kommunikation zu verstehen.

Auch die Musik sei ein wichtiges Medium für den Friedenkongress gewesen, wie Stefan Hanheide (Osnabrück) verdeutlichte. Komponisten hätten Musik bewusst genutzt, um auf die Not und das Verderben des Krieges hinzuweisen. Friedensmusik habe meistens einen allgemeinen Anspruch gehabt und sei selten ausschließlich auf den Kongress bezogen gewesen. Der Anlass für musikalische Darbietungen seien vielfach Friedensandachten gewesen, die auch im Rahmen des

Kongresses stattfanden und von den Gesandten besucht wurden. So könnten auch Komponisten als Friedensmacher gelten.

Kai Bremer (Berlin) untersuchte die Rezeption des Westfälischen Friedens(kongresses) in der deutschen Literatur und Literaturgeschichte. Das Thema sei in Geschichten von Günther Grass oder Daniel Kehlmann verarbeitet worden. Zugleich habe die Literaturgeschichte den Dreißigjährigen Krieg als Revolutionszeit gedeutet und das Jahr 1648 zum Beginn einer durch den Krieg verspäteten modernen deutschen Literatur erklärt. Als genuin literarisches Werk aus dem unmittelbaren Kontext des Friedenskongresses stelle die Satire „Kunst der Löffelei“ von David Seladon eine Besonderheit dar. Der Text mache sich polemisch darüber lustig, dass Münster vermeintlich Schauplatz hemmungsloser sexueller Eskapaden lokaler Jungfrauen gewesen sei. Neben Literatur und Musik waren auch Friedenspredigten ein wichtiges Medium auf dem Friedenskongress.

Henning P. Jürgens (Mainz) ging dabei vom Postulat Johannes Burkhardtts aus, demzufolge die zeitgenössische Theologie im Dreißigjährigen Krieg versagt habe. Es müsse bei dieser Einschätzung beachtet werden, dass es zahlreiche Friedenspredigten während des Krieges und zur Zeit der Verhandlungen vor Ort und im gesamten Reich gegeben habe. Außerhalb von konfessioneller Polemik sei darin auch ein allgemeiner Friedenswille zum Ausdruck gekommen. Neben Gott als ultimativem Friedensmacher seien aber auch die Herrscher und deren Gesandte angesprochen worden. Darüber hinaus adressierten die Prediger alle Gläubigen, die durch ihre Buße den Frieden befördern sollten und selbst als Friedensmacher gesehen werden könnten.

Im Sektionskommentar schärfe Regina Dauser (Augsburg) die Frage, was eigentlich durch die Multiplikatoren multipliziert worden sei und welche Intentionen dahintergesteckt hätten. Vordergründig hätten gebildete Eliten Werte, Emotionen und Gefühle verhandelt. Wichtig sei, dass Sichtbarkeit für zeitgenössische Akteure eng mit der Notwendigkeit der Publikation einhergehe. Eine Essentialisierung des Öffentlichkeitsbegriffs als Kollektivakteur sei dabei nicht zielführend. Möglicherweise könne sich dem Problem über die Untersuchung von Rezipientenkreisen genähert werden. Auch das Thema der Emotionalisierung und der im Krieg entstandenen Praktiken der Emotionalität, die im Kontext von Friedensverhandlungen aufraten, seien ein interessantes Forschungsfeld, das noch erschlossen werden müsse.

In Sektion IV untersuchte Peter H. Wilson (Oxford) die Chancen für Profit in Krieg und Frieden. Entgegen dem weit verbreiteten Vorwurf durch die Zeitgenossen hätten die Söldner des Dreißigjährigen Krieges kein Interesse daran gehabt, den Krieg zu verlängern. Zwar sei die Aussicht auf Gewinne groß gewesen, dem hätten aber ebenso große Risiken gegenübergestanden. Abgesehen von Verwundungen hätten lange Märsche, Witterung, Krankheiten, Hunger und andere Entbehrungen langfristige und dauerhafte Spuren hinterlassen. Unter den Offizieren habe Profit keinen negativen Einfluss auf den militärischen Erfolg gehabt. Allerdings bestand immer die Gefahr, dass Patronage in Bevorzugung

umschlug und dann zu Konflikten führte. Neben den Militärs waren auch die Verhandlungsstädte potentielle Profiteure.

Gerd Steinwascher (Oldenburg) hob hervor, dass die Gesandten für Münster und Osnabrück ökonomisch durchaus interessant waren. Dies habe aber eher auf der Ebene einzelner Bewohner gegolten, da die Gesandten keine Abgaben an die städtischen Obrigkeitkeiten zahlen mussten. Gerade die kleineren Gesandtschaften hätten mehr mit der Stadtbevölkerung interagiert, da es ihnen nicht möglich gewesen sei, einen weitestgehend eigenständigen Haushalt zu führen. Rechtlich habe die Neutralisierung zunächst Vorteile geboten, ein Aufstieg zur Reichsstadt gelang aber keiner der beiden Städte. Ihnen sei vornehmlich symbolisches Kapital geblieben, dass dann beispielsweise in Form der Gesandtenportraits in den Friedenssälen verewigt wurde.

Michael Rohrschneider (Bonn) untersuchte die Prinzipalgesandten Frankreichs, Spaniens und Kurbrandenburgs in vergleichender Perspektive. Sie hätten sich weniger durch ihre diplomatischen Kenntnisse als vielmehr durch ihre (hoch-)adelige Abstammung qualifiziert, ihre Dienstherren angemessen zu repräsentieren. Dabei agierten sie nicht primär im Selbstverständnis eines Gesandten, sondern hätten als Adelige mitunter möglichst schnell versucht, einen anderen Posten zu erlangen, um längere Abwesenheiten vom Hof und die hohen Kosten auf dem Kongress zu vermeiden. Für die Prinzipalgesandten sei allgemein kein Prozess der Professionalisierung auszumachen, vielmehr sei es zu einer Aristokratisierung gekommen. Die Forschung müsse verstärkt über die Rollenvielfalt der Prinzipalgesandten reflektieren und dabei auch Intersektionalität und Überlagerungen bedenken.

Die Abschlussdiskussion zeigte, dass in Zukunft auch die Verlierer des Westfälischen Friedens und das Leid in der Bevölkerung, welches mit dem Friedensschluss nicht sofort ein Ende fand, in die Betrachtung miteinbezogen werden müssten. Weiterhin sollten die militärischen Akteure mehr beachtet werden, da sie für die Zeitgenossen sehr wichtig gewesen seien. Auch eine kritische Reflexion des Diplomatiebegriffs sei dringend notwendig. Wer konnte als Diplomat gelten und was sei unter der sogenannten zweiten und dritten Reihe zu verstehen? Müsse zudem von Gesandtschaftswesen gesprochen werden oder sei der Diplomatiebegriff ausreichend, wenn er offen und flexibel genug definiert werde? Zudem wurde darauf hingewiesen, dass Diplomat nicht als Personen-, sondern als Rollenbezeichnung verstanden werden sollte. Es sei grundsätzlich eine wichtige Leistung der Neuen Diplomatiegeschichte, Diplomatie abseits einer Herleitung der Gegenwart aus der Vergangenheit zu denken. So könne die Modernität von Gegenwart infrage gestellt werden. Gerade Status und Reputation würden auch heute neben den vermeintlich rationalen Faktoren von Interessen und Ressourcen eine wichtige Rolle in den Außenbeziehungen spielen. Auch die Perspektive einer akteurszentrierten Geschichtswissenschaft im Kontext der Diplomatie sei gründlich zu hinterfragen. In welcher Rolle eine Person auftrat, lasse sich anhand von Praktiken analysieren, sodass es einer praxeologischen Diplomatiegeschichte bedürfe. Während sich Europa beim Jubiläum 1998 noch

selbst gefeiert habe, ständen 2023 die Konflikte der Welt und die Notwendigkeit von Frieden im Mittelpunkt. So sei der Westfälische Frieden zu einer Metapher für die Hoffnung auf und Möglichkeit von Frieden in einer aussichtslosen Situation geworden.

Die Tagung konnte eindrücklich zeigen, wie wichtig und erkenntnisfördernd der inhaltliche, konzeptionelle und methodische Austausch zwischen der Neuen Diplomatiegeschichte und der Historischen Friedensforschung ist. Hier existiert viel Potential für die Zukunft. Die Erforschung des Westfälischen Friedens und derjenigen, die daran beteiligt waren, steht in erstaunlich vielen Fällen noch ganz am Anfang und erfordert es auch, neben neuen methodischen Zugängen, den reichen Quellenfundus, der unter anderem in den APW ediert ist und in noch viel größerem Umfang in zahlreichen Archiven liegt, auszuwerten. So ist es den Veranstalter*innen zum 375. Jubiläum des Westfälischen Friedens nicht nur gelungen, in Zeiten allgegenwärtigen Krieges einen erfolgreichen Friedensschluss zu feiern, sondern auch wichtige Impulse für die zukünftige Forschung zu geben und auf zentrale Desiderate hinzuweisen.

Konferenzübersicht:

Sektion I – Friedensmacher der ersten Reihe

Moderation: Hillard von Thiessen, Rostock

Indravati Félicité (Paris): Akteurszentrierung als Methode der „Neuen Diplomatiegeschichte“. Stand und Perspektiven der Forschung

Jonas Bechtold (Bonn): Friedensmacher und Hoffnungsträger? Die Kongressakteure in den politischen Erwartungen deutschsprachiger Zeitungen

Matthias Schnettger (Mainz): Diplomaten vom Typ „Empire“. Die reichsständischen Gesandten auf dem Westfälischen Friedenkongress

Siegrid Westphal (Osnabrück): Die Friedensmacher der „Dritten Partei“ und ihre Gegner

Alexander Gerber (Bonn): Die Rolle der Direktorialgesandten in den Verfahrens- und Zeremonialstreitigkeiten der Reichsräte

Guido Braun (Mulhouse): Sektionskommentar

Abendvortrag

Sektion II – Friedensmacher der zweiten und dritten Reihe

Moderation: Lothar Schilling, Augsburg

Christoph Kampmann (Marburg): Frieden. Macht. Staat. Der Westfälische Frieden und die Zäsuren um 1648

Maria-Elisabeth Brunert (Bonn): Das Kanzleipersonal der Gesandtschaften. Tätigkeiten, Karrieren und besondere Persönlichkeiten

Sebastian Kühn (Berlin): Küchenpolitik? Die Dienerschaft der Gesandten

Albert Schirmeister (Paris): „l'honneur de vostre bienveillance et de vostre protection“ – Die soziale Figuration der französischen Gesandtschaft

Ralf-Peter Fuchs (Essen): Sektionskommentar

Sektion III – Multiplikatoren

Moderation: Christopher Voigt-Goy, Mainz

Ulrich Niggemann (Augsburg): Publizieren als pragmatisches und symbolisches Handeln

Stefan Hanheide (Osnabrück): Musik zum Westfälischen Frieden

Kai Bremer (Berlin): Westfälischer Friede und deutsche Verspätung: stereotype Nationalkonzepte in der germanistischen Beschäftigung mit einem historischen Ereignis

Henning P. Jürgens (Mainz): Predigten im Umfeld des Friedenskongresses

Regina Dauser (Augsburg): Sektionskommentar

Sektion IV: Profiteure

Moderation: Volker Arnke, Osnabrück

Peter H. Wilson (Oxford): Krieg und Frieden als Profit

Gerd Steinwascher (Oldenburg): Die Rolle der Städte Osnabrück und Münster auf dem Kongress

Michael Rohrschneider (Bonn): Von Rängen, Rollen und Ressourcen: Profitchancen und Karrierewege der Prinzipalgesandten der europäischen Mächte auf dem Westfälischen Friedenskongress

Abschlussdiskussion

TORBEN TSCHIEDEL

Universalistische und Regionalistische Reiche: Die Ideologie der Universalen Herrschaft in der Darstellung der Monarchien in Diachroner Perspektive

Die von der DFG geförderte Tagung „Universalistische und Regionalistische Reiche: Die Ideologie der Universalen Herrschaft in der Darstellung der Monarchien in Diachroner Perspektive“ basiert auf dem Augsburger DFG-Projekt „Hellenistische Könige und pragmatischer Regionalismus: Selbstdarstellung, politische Praxis und Wahrnehmung“, das sich der Auseinandersetzung mit Konzepten des Universalismus und des Regionalismus in der hellenistischen Königsideologie widmet. Das Forschungsprojekt geht von der Hypothese aus, dass die hellenistischen Monarchien zwar gelegentlich universale Ansprüche formulierten oder ihnen solche zugeschrieben wurden, diese aber nicht unmittelbar handlungsleitend waren. Vielmehr dominierte ein pragmatischer Umgang mit den politischen Realitäten, der die offensive Nutzung von Gelegenheiten zur Machterweiterung nicht ausschloss. Das Projekt zielt darauf ab, sich von abstrakten Modellen zu lösen und die konkrete Umsetzung königlicher Herrschaft zu untersuchen, die stärker auf lokale und regionale Kontexte ausgerichtet war. Der Begriff des *pragmatischen Regionalismus* umschreibt diese Ausrichtung, indem er betont, dass die Könige zwar nach Machtausweitung strebten und in bestimmten Kontexten Weltherrschaftsideen formulierten, aber die Realität einer multipolaren Staatenwelt akzeptierten und operativ umsetzten.

Ein epochenübergreifender Vergleich und eine Gegenüberstellung universalistischer Elemente der Selbstdarstellung mit den Realitäten multipolarer Staatsysteme können dazu beitragen, die theoretische Reflexion zu schärfen. Im Rahmen eines am 11. und 12. April 2024 in Kooperation mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte (IEK) in Augsburg durchgeführten Workshops wurden methodische Zugänge zu Universalismus und Regionalismus erörtert und ihre Bedeutung für die Monarchie von der Bronzezeit bis in die frühe Neuzeit analysiert. Im Rahmen des Workshops wurden insgesamt sechs Beiträge präsentiert, welche die Elemente der königlichen Selbstdarstellung in den jeweiligen Gesamtzusammenhang einordneten und gewichteten.

Der erste Beitrag von Julian Degen (Trier) mit dem Titel „Universalismus und Regionalismus in der Repräsentation altorientalischer Imperien vom 3. bis zum 1. Jahrtausend v. Chr.“ war für die gesamte Tagung von großer Bedeutung, da er aufzeigte, wie das Konzept des Weltherrschers im Alten Orient entstanden ist. Im Mittelpunkt standen die mesopotamischen Reiche seit ihrem Übergang von Territorialstaaten zu imperialen Formationen. Hervorgehoben wurde die Verbindung der Idee der Universalherrschaft mit der Religion, insbesondere mit den Konzepten der Bewahrung der kosmischen Ordnung und der Herstellung des Friedenszustandes. Darüber hinaus wurde dieser Anspruch von den Herrschern

ehler theoretisch als faktisch durch die Gleichsetzung der Welt mit dem jeweiligen imperialen Einflussbereich zum Ausdruck gebracht. Den Höhepunkt des universalen Herrschaftsanspruchs markiert das Persische Reich. Dessen Großkönig konnte in Ermangelung eines wirklichen Gegners überzeugend darlegen, dass sich fast alle Menschen in der Position von Untertanen befanden. Dabei unterschied er nicht zwischen direkter und indirekter (oder realer und imaginärer) Herrschaftsausübung.

Charalampos Chrysafis (Augsburg) richtete mit seinem Beitrag „Die Darstellung der hellenistischen Monarchien: Weltherrschaft und/oder ethnokulturelle/territoriale Bindungen“ den Blick auf die hellenistische Zeit. Am Beginn dieser Epoche steht der Sonderfall Alexander des Großen, der die persische Welthegemonialideologie aufgreift, nach seinen Maßstäben adaptiert und vergeblich zu verwirklichen sucht. Mit seinem Tod beginnt jedoch ein Prozess der Spaltung des Reiches, wobei die Nachfolgestaaten einerseits diese Selbstdarstellung fortsetzen, indem sie sich als Nachfolger Alexanders, teilweise auch früherer Monarchen (z.B. Ptolemäer-ägyptische Pharaonen; Seleukiden-Babylonier) präsentierten, andererseits aber auch stärker regional und ethnisch-kulturell gebundene Dynastien schufen, um Stabilität und Legitimität ihrer Herrschaft zu stärken. Gleichzeitig erlauben uns die Quellen zum ersten Mal in großem Umfang, die Reaktion auf die Manifestation des Universalismus zu identifizieren, insbesondere im Fall der griechischen Städte und der jüdischen Tradition, die einen solchen Herrscher als Bedrohung ihrer Autonomie und Identität ansahen.

Anschließend stellte Andreas Hartmann (Augsburg) in seinem Vortrag „Universalismus und Regionalismus in der römischen Kaiserzeit“ vor, wie in der frühen Kaiserzeit (und zuvor bereits in der Späten Republik) Weltherrschaftsansprüche sehr offensiv formuliert wurden. Ein solcher Expansionsdrang scheiterte letztlich, denn schon Augustus erkannte, dass eine weitere Expansion faktisch weder möglich noch sinnvoll war. Nach innen aber erfolgte eine Identifikation der Welt (*oikoumene*) mit dem Imperium, und vor allem in der Spätantike wurde der Kaiser zunehmend als *dominus orbis terrarum* bezeichnet. So diente beispielsweise die Einsetzung von Klientelkönigen der Inszenierung römischer Herrschaft und der Verschleierung des faktischen Kontrollverlustes in der strategischen Pufferzone zum Partherreich. Ferner korreliert der spätere römische Universalismus nun weniger mit der Vorstellung einer realen Weltherrschaft als mit einer veränderten religiösen Legitimation von Herrschaft.

Yannis Stouraitis (Edinburgh) legte mit dem Beitrag „Ökumenizitäts- bzw. Wehlherrschaftsvorstellungen in Byzanz“ das Augenmerk auf das byzantinische Reich. Im Mittelpunkt steht das Bemühen, die Kontinuität des Reiches hervorzuheben und es zu verteidigen oder sogar verlorene Gebiete zurückzugewinnen. Des Weiteren basierte die byzantinische Vorstellung von einer Weltherrschaft auf der Annahme, dass es dabei nicht um eine direkte militärische Herrschaft ging, sondern vielmehr um Status und Prestige. Gleichzeitig führte der

politische Pragmatismus dazu, dass sich die Vision der römischen ökumenischen Rolle wandelte und die Vorstellung von der Anerkennung als gleichberechtigte Mächte, mit denen man die Welt teilen kann, an Bedeutung gewann. Die weitere Teilung des Reiches nach 1204 war ebenfalls ein Meilenstein, denn sie markierte das Ende der römischen Zentralidentität, und die Nachfolgestaaten versuchten, ihre Autonomie gegenüber der Zentralgewalt in Konstantinopel zu wahren.

Die mittelalterliche Periode wurde von Martin Kaufhold (Augsburg) und seinem Vortrag mit dem Titel „Universalismus und regionale Identität – die mittelalterliche Spannung“ thematisiert. Auch hier ist die Tendenz zur Fortsetzung der römisch-antiken (christlichen) Kaisertradition zu erkennen, wenn auch zunächst unter Zurückdrängung der Schriftkultur, deren Wirkung sich im Wesentlichen auf die gesellschaftlichen Eliten beschränkte. Seit dem 11. Jahrhundert veränderten sich die Anforderungen an die Herrschaft durch eine stärkere Beteiligung des niederen Adels, der reicherer Kaufleute und der Handwerker in den wachsenden Städten. Ein besonderer Schwerpunkt lag auf der Analyse der zeitgenössischen Publizistik zu den Rechten und Pflichten der Könige sowie der hierarchischen Stellung von Herrschern und Päpsten.

Der Beitrag „Universalherrschaft in der Frühen Neuzeit“ von Christoph Kampmann (Marburg) widmete sich der Untersuchung der universalen Herrschaftsansprüche und der neu entstandenen politischen und religiösen Pluralisierung im Europa der Frühen Neuzeit, insbesondere der europäischen Weltexpansion und der großen politisch-konfessionellen Konflikte in Europa. Auf der einen Seite behielten universalistische Vorstellungen sowohl in der Religion als auch in der Politik nahezu ungebrochen ihre zentrale Bedeutung. Antike Vorbilder universaler Herrschaft spielten nicht nur für das römisch-deutsche Kaiserreich, sondern auch für die anderen Monarchien eine erhebliche Rolle. Auf der anderen Seite gab es eine Gegenreaktion, die universale Herrschaftsvorstellungen in Frage zu stellen suchte. So wurden beispielsweise durch die gründliche Erörterung der anachronistischen Argumente der spanischen Monarchie über die Legitimität der Eroberung der Neuen Welt die Grundlagen des modernen Völkerrechts gelegt.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass es nicht nur ein Konzept von *Universalismus* gegeben hat. Es gab viele Facetten des Universalismus, die je nach ethnokultureller Gruppe, Situation oder Absicht variierten. Generell wird in allen Beiträgen die religiöse Dimension des Phänomens hervorgehoben: Priester waren sehr häufig die Träger und Förderer dieses Konzepts, da Religion per definitionem einen universellen Charakter in sich trägt. Zudem drückte sich der königliche Universalismus mit stark religiösem Vokabular aus: Der Universalherrscher galt als Mittler zwischen göttlicher Ordnung und der realen Welt, verantwortlich für Frieden, Wohlstand und Ordnung, verpflichtet zu einer Expansionspolitik bis an die Grenzen der Welt. Selten aber waren die Könige in der Lage, eine solche Politik auch kompetent auszuüben. Vielmehr gab es ein theoretisches Verständnis von Universalismus, das die Welt mit dem Reich gleichsetzte, keinen Unterschied zwischen direkter und indirekter, realer und imaginärer Herrschaft kannte oder

andere Staatsgebilde als gleichwertig anerkannte, mit denen gemeinsam die Welt regiert werden konnte. Darüber hinaus zeigt sich, dass es seit der Entstehung dieser Art von königlicher Repräsentation in Mesopotamien klare Kontinuitätslinien gibt, da die späteren Monarchien die älteren Traditionen übernahmen oder sich an ihnen als Vorbilder orientierten. Dabei passten sie die Botschaft den Erfordernissen ihrer Zeit an und veränderten sie so, dass der Universalismus Teil der königlichen Ideologie blieb, auch wenn solche Anspielungen weit von der Realität entfernt waren.

CHARALAMPOS CHRYSAFIS

Bauernkrieg 1525. Protagonisten – Medien – Erinnerungskultur*

Tagung in Kooperation des IEK mit der Bezirksheimatpflege Schwaben, des Historischen Vereins für Schwaben, der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft sowie des Lehrstuhls für Geschichte der Frühen Neuzeit, des Lehrstuhls für Europäische Regionalgeschichte und Schwäbische Landesgeschichte sowie der Lehrprofessur für Deutsche Literatur und Sprache des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit Schwerpunkt Bayern an der Universität Augsburg

Schwabenakademie Irsee, 10. – 12. März 2025

Der Raum Bayerisch-Schwaben hat als historischer Schauplatz eine besondere Bedeutung für das große Jubiläum zum Deutschen Bauernkrieg. Wichtige Akteure der Bauernbewegung stammten aus dem heutigen Bayerisch-Schwaben, lieferten von dort wichtige Impulse für ihre Zeitgenossen und nahmen maßgeblich Einfluss auf den Verlauf der Ereignisse. Die heutige Rezeption des Bauernkriegs als erste Proklamation der Forderungen nach Menschen- und Freiheitsrechten prägen das Jubiläumsjahr und Veranstaltungen in der Region. Gemeinsam mit mehreren Projektpartnern und Forschungseinrichtungen nahm die Bezirksheimatpflege das 500-jährige Gedenken zum Anlass, um eine Erweiterung der bisherigen Rezeption der Ereignisse anhand der Schlagwörter Protagonisten, Medien und Erinnerungskultur in zeitgenössischer als auch aktueller Perspektive beizutragen. Nach der Begrüßung durch die Veranstalter führte RAINALD BECKER (Augsburg) in das Tagungsthema ein. Er betonte die Schlüsselfunktion des Jahres 1525 für die deutsche Geschichte und machte zugleich deutlich, dass das 500-jährige Jubiläum als Taktgeber für eine Fülle an Veranstaltungen agiere. Er

*Erstveröffentlichung in: Malek-Wagner, Corinna, Tagungsbericht: *Bauernkrieg 1525. Protagonisten – Medien – Erinnerungskultur*, in: H-Soz-Kult, 23.05.2025, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-155111>. Abdruck mit freundlicher Genehmigung durch H-Net, Clio-online und H-Soz-Kult.

skizzierte das wesentliche Tagungsziel, nämlich über die gewählten Schlagworte neue Erkenntnisse zum Bauernkrieg beizutragen. Als Leitfrage diene dabei die Überlegung „Warum ist der Bauernkrieg das, was er ist?“.

Das erste Panel der Tagung befasste sich mit zeitgenössischen Perspektiven. PAOLO ASTORRI (Kopenhagen) nahm den Bauernkrieg sowie die Zwölf Artikel aus einer rechtshistorischen Perspektive in den Blick. Dabei stellte er die Veränderung des Rechtsverständnisses des Privateigentumsbegriffs bei Philipp Melanchthon ins Zentrum seiner Ausführungen. Er machte deutlich, dass eine umfassende rechtsgeschichtliche Darstellung zum Bauernkrieg und seinen rechtlichen Folgen noch aussteht und zeigte die gewandelte Rechtsansicht Melanchthons auf. Einen kompletten Themen- und Perspektivwechsel vollzog LEONARD HORSCH (München) mit seiner Analyse von Aufständen und Anthropophagie in der Vormoderne. Er analysierte anhand dreier Beispiele aus der Zeit vor dem Bauernkrieg, wie sich kulturelle Vorstellungen von Anthropophagie entwickelten und verbreiteten, diese jedoch keine realen Gewaltpraktiken darstellten. Für die Geschehnisse des Bauernkriegs selbst sind keine derartigen Belege in den Quellen fassbar. Einen weiblichen Erfahrungsbericht über die Bauernkriegsauseinandersetzungen in Franken präsentierte JESKO GRAF ZU DOHNA (Castell) mit dem Briefwechsel der Gräfin Martha zu Castell mit ihrem Ehemann. In ihren Briefen beschrieb die Gräfin ihre Fluchterfahrungen vor den heranrückenden aufständischen Bauern sowie die Hilfestellung, die sie währenddessen von anderen Untertanen erhielt. Der Bericht diente außerdem als Vorlage für eine literarische Verarbeitung der Bauernkriegsereignisse in der Grafschaft Castell im 20. Jahrhundert, darunter auch ein Theaterstück, das 1958 uraufgeführt wurde.

Das zweite Panel widmete sich den schönen Künsten mit der musikalischen und literarischen Rezeption des Bauernkriegs. Zunächst zeigte FRANZ KÖRNDLE (Augsburg) die verschiedenen Klangwelten des Bauernkriegs anhand mehrerer instrumentaler wie gesanglicher Beispiele. Er stellte außerdem heraus, dass sich zu den Soundscapes Hinweise in den Quellen finden, die dahinterliegenden Metainformationen jedoch erst musikwissenschaftlich entschlüsselt werden müssten. Einen Überblick über die literarische Rezeption in Altbayern und Schwaben sowie deren Unterschiede gab KLAUS WOLF (Augsburg) in seinem Vortrag. Er zeigte, dass seit dem 16. Jahrhundert der Bauernkrieg als literarischer Topos aufgegriffen wurde. Im 20. Jahrhundert fand er außerdem Eingang in Theaterstücke. Die Verarbeitung des Bauernkriegs in der deutschen Nachkriegsliteratur thematisierte HELMUT GIER (Augsburg) mit einer Analyse im Werk Martin Walsers. Für Walser war der Bauernkrieg Zeit seines literarischen Schaffens ein wiederkehrendes Thema. Anlass gaben dazu seine soziale Prägung in Oberschwaben und die eigene Identifikation mit dem Schicksal der aufständischen Bauern. Abgerundet wurde das Panel mit einem öffentlichen Abendkonzert von Monika Drasch.

Im dritten Inhaltsblock wandten sich die Vortragenden den zeitgenössischen Verbreitungsdimensionen des Bauernkriegs sowie den dazu notwendigen

Kommunikationskanälen und -medien zu. Einleitend schickte LOTHAR SCHILLING (Augsburg) voraus, dass unter den Schlagwörtern „Kommunikation“, „Transfer“ und „Medien“ die wichtigsten Teilespekte der Bewegung des Bauernkriegs exemplarisch untersucht werden sollten. Denn nur über Kommunikation und die dazu verwendeten Medien, so Schilling, konnte der Bauernkrieg eine derartige Breitenwirkung entfalten. Anhand verschiedener Beispiele aus dem europäischen Raum sollte die Gesamtheit des Ereignisses noch untermauert werden. REGINA DAUSER (Augsburg) und LISA KOLB (Augsburg) zeigten, welche Bedeutung Augsburg als Druckstandort für die Breitenwirkung des Bauernkriegs zukam. Nicht nur wurden dort Schriften gedruckt, die andernorts der Zensur zum Opfer gefallen wären, sondern auch die Grundlagen für den Bauernkrieg als Medieneignis gelegt. Eine weitere Akzentuierung für die Rolle der Kommunikation innerhalb des Bauernkriegs setzte ULRICH NIGGEMANN (Augsburg) mit seinen Ausführungen. Er machte deutlich, wie Kommunikation und zeitgenössische Diskurse während des Konflikts verstärkend auf die Reichweite der Ereignisse wirkten. Anhand dreier Kommunikationsformen präsentierte er das Zusammenspiel verschiedener Kommunikationswege. Die letzten drei Vorträge des Panels zeigten anhand verschiedener europäischer Nachbarländer die dortige Rezeption des Deutschen Bauernkriegs. Zunächst widmete sich ANDRÉ HOLENSTEIN (Bern) der Frage, woher das Postulat des schweizerischen Einflusses auf den Bauernkrieg stammte und welche Fremdbilder der Eidgenossenschaft sowie ihrer Rolle im Bauernkrieg zukamen. Er widerlegte die These eines enormen schweizerischen Einflusses und zeigte stattdessen, dass die Eidgenossenschaft selbst eine pragmatische Politik betrieb, um die Baueraufstände von ihren Territorien fernzuhalten. Im Gegensatz zum Schweizer Beispiel zeigte LUDOLF PELIZAEUS (Amiens), dass der Bauernkrieg in Spanien nahezu keine Rezeption fand. Grund hierfür war eine gefilterte Weitergabe und das Vorenthalten von Informationen durch eine limitierte Herrscherkommunikation innerhalb des Hauses Habsburg und eine strenge Medienkontrolle aus dem Reich nach Spanien. Mit den Ausführungen zur Rezeption in Italien endete der dritte Inhaltsblock. RAINALD BECKER (Augsburg) legte dar, dass nach Italien über verschiedene Nachrichtenkanäle die Kommunikation gegeben war. Auch bildeten die Alpen dafür keine abriegelnde Barriere. Stattdessen waren die Folgen der Auseinandersetzungen auf mehreren Ebenen unmittelbar zu spüren, sie machten Italien teilweise zu einem Nebenkriegsschauplatz.

Den Blick hin zur gegenwärtigen Rezeption lenkte das vierte Panel, das sich mit Retrospektiven und der Erinnerung an den Bauernkrieg beschäftigte, wobei besonders das Spannungsverhältnis zwischen den Geschichtsquellen und -bildern betont wurde. Ein regionales Beispiel stellte RAPHAEL GERHARD (Günzburg) mit der Stadt Leipheim und ihrer Erinnerungskultur vor. Die Schlacht am Biberhaken und die damit verbundenen Folgen für die Stadt prägten vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart die städtische Erinnerung an den Bauernkrieg. Personell eng damit verknüpft war das Gedenken an den evangelischen Prediger

und Bauernführer Jakob Wehe, der als lokaler Held verehrt wurde. Gerhard zeigte den Wandel der Gedenkkultur Leipheims bis in die Neuzeit. PHILIPP TOLLOI (Bozen) dekonstruierte in seinem Vortrag die erinnerungskulturelle Deutung und Beurteilung der Person Michael Gaismairs. Er legte dar, wie dieser von einer erinnerungskulturellen Randfigur im 19. Jahrhundert bis hin zu einem Tiroler Nationalhelden erinnerungspolitisch instrumentalisiert und stilisiert wurde. Zum Abschluss des Panels analysierte GERHARD HETZER (Augsburg) die Deutung und Instrumentalisierung des Bauernkriegs durch den Reichsnährstand in der NS-Zeit. Er zeigte auf, wie der Reichsnährstand und seine leitenden Akteure den Bauernkrieg zur Verbreitung der eigenen NS-Ideologie nutzte und umdeutete sowie eine spezifisch darauf ausgerichtete Gedenkkultur pflegte. Der öffentliche Abendvortrag von WILHELM LIEBHART (Aichach) griff die lokale Bauernkriegsgeschichte Irsees auf und thematisierte den Einigungsprozess zwischen Kloster und Untertanen.

Tiefer in die regionale Erinnerungskultur stieg das letzte Panel ein. Mit vier Beiträgen wurde wichtige Orte der Erinnerung in Bayerisch-Schwaben sowie die Genese der lokalen Erinnerungs- und Gedenkkultur anhand von Einzelstudien vorgestellt. Einen übergeordneten Blick über die regionale Ausprägung der Bauernkriegserinnerung gab MARTINA STEBER (Augsburg). Sie zeigte die Bedeutung des Bauernkriegs für die Region seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und machte verschiedene Deutungs- und Auslegungsschwerpunkte zu verschiedenen Zeithorizonten deutlich. Das Bauernkriegsmuseum Blaue Ente in Leipheim präsentierte SUSANNE ANWANDER (Leipheim). Das Museum ist das einzige bayerische Bauernkriegsmuseum und nimmt daher als zentraler musealer Erinnerungsort eine wichtige Rolle ein. Es wird die lokale Bauernkriegsgeschichte im Museum präsentiert und mit überregionalen Aspekten verknüpft. Zusammen mit elf weiteren Bauernkriegsmuseen in ganz Deutschland trägt das Museum zu einer überregionalen Erinnerungskultur bei, wobei regionale Besonderheiten mit eingebbracht werden. Zwei städtische Beispiele präsentierten MARKUS NAUMANN (Kempten) und PEER FRIEß (Memmingen). Zunächst schilderte Markus Naumann die vielfältigen Bezüge der Stadt Kempten zum Bauernkrieg und ihrer Verortung innerhalb der städtischen Erinnerungskultur. Er arbeitet heraus, dass im kollektiven Gedächtnis der Stadt der Große Kauf bis heute wichtiger verankert ist, als die Auseinandersetzungen im Bauernkrieg. Erst durch eine gezielte Förderung der Erinnerung an die kriegerischen Auseinandersetzungen des Freiheitskampfs der Bauern unter dem ehemaligen Oberbürgermeister Otto Markt rückten diese Ereignisse mehr in den Fokus der städtischen Erinnerung. Ebenso trage das diesjährige Jubiläum zu einer erneuten Erweiterung des Gedenkens und neuen Schwerpunktsetzungen bei. Peer Frieß beleuchtete das Beispiel Memmingen und stellte die Frage nach dem immateriellen Erbe und dem Branding als Stadt als die der Freiheitsrechte ins Zentrum seiner Überlegungen. Er skizzierte die Entwicklung der städtischen Erinnerung in Memmingen und hob dabei hervor, dass die Betonung der Freiheit und der geforderten Rechte innerhalb der Zwölf Artikel erst eine Erscheinung der jüngeren Zeitgeschichte darstellten. Lange Zeit

hatten weder der Bauernkrieg noch die Zwölf Artikel eine Rolle für die Stadt und ihre Identität gespielt, stattdessen wurden andere historische Personen und Ereignisse betont. Auch machte er den Einfluss touristischer Überlegungen und Zielsetzungen darauf deutlich. Insgesamt arbeitet der Referent heraus, dass die Identifikation mit den Forderungen der Zwölf Artikel als Freiheitsrechte eine jüngere Entwicklung darstellte.

Den Abschluss der Veranstaltung bildete die Einweihung einer Informationstafel der Arbeitsgemeinschaft Ostallgäu, die an die Ereignisse des Jahres 1525 in Irsee erinnert.¹ Zum Abschluss der Tagung zogen die Veranstalter ein positives Fazit: es sei gelungen, sich über verschiedene Zugänge der eingangs angestellten Überlegung, „Warum ist der Bauernkrieg das, was er ist?“ zu nähern und neue Aspekte über die drei gewählten Schwerpunkte herauszuarbeiten. Es wurde deutlich, dass insbesondere bei der Frage der Rolle der Medien als auch der Entstehung und dem Stand der Erinnerungskultur weiterer Forschungsbedarf besteht. Ebenso sollte sich das Forschungsinteresse stärker der Rolle einzelner Akteure zuwenden.

¹ Die Stele ist Teil eines Projekts der Arbeitsgruppe Ostallgäu des Projekts Courage. Im Zuge des Projekts werden an verschiedenen historischen Schauplätzen des Bauernkriegs im heutigen Landkreis Ostallgäu Erinnerungsstellen mit Bezug zu den lokalen Ereignissen errichtet, vgl. <https://www.regio-v.at/projekte/courage/?page=overview> (22.04.2025).

Konferenzübersicht:

Christoph Lang (Augsburg) / Stefan Raueiser (Irsee): Begrüßung

Rainald Becker (Augsburg): Einführung in das Tagungsthema

Panel 1: Zeitgenössische Perspektiven

Chair: Gisela Drossbach (Augsburg)

Paolo Astorri (Kopenhagen): Der Bauernkrieg und die Wahrnehmung von Privatbesitz bei Philipp Melanchton

Leonard Horsch (München): Kannibalismusvorwürfe gegen Aufständische in der Vormoderne

Jesko Graf zu Dohna (Castell): Gräfin Martha zu Castell und der Bauernkrieg: Von ihren Originalberichten bis zum Casteller Bauernkriegsschauspiel 1958

Panel 2: Musik und Literatur

Chair: Klaus Wolf (Augsburg)

Franz Körndle (Augsburg): Soundscapes des Bauernkriegs

Klaus Wolf (Augsburg): Literarische Rezeption des Bauernkriegs in Bayern

Helmut Gier (Augsburg): Vom „Sauspiel“ zur „Seelenarbeit“. Die Geschichte des deutschen Bauernkriegs im dramatischen und erzählerischen Werk Martin Walsers

Konzert Monika Drasch „Musik rund um den Bauernkrieg“

Panel 3: Kommunikation – Transfer – Medien

Chair: Lothar Schilling (Augsburg)

Lothar Schilling (Augsburg): Einführung

Regina Dauser (Augsburg) / Lisa Kolb (Augsburg): Der Bauernkrieg und der Druckstandort Augsburg

Ulrich Niggemann (Augsburg): Kommunikation in der Revolte: Informationsflüsse und Mobilisierung im Bauernkrieg

André Holenstein (Bern): Der Bauernkrieg in der Wahrnehmung der Eidgenossenschaft

Ludolf Pelizaeus (Amiens): Das Schweigen nach den Rebellionen. Herrschaftliche Diskurse nach der Niederschlagung der Aufstände in Spanien vor dem Hintergrund der Ereignisse bis zum Bauernkrieg 1517–1526

Rainald Becker (Augsburg): Rezeption des Bauernkriegs in Italien

Panel 4: Retrospektiven und Erinnerung

Chair: Gerhard Hetzer (Augsburg) / Anke Sczesny (Augsburg)

Raphael Gerhardt (Günzburg): Der Leipheimer Haufen. Aspekte lokaler Erinnerungskultur

Philipp Tolloi (Bozen): Michael Gaismair. Zu Quellen, Historiografie und Erinnerungskultur

Gerhard Hetzer (Augsburg): Entrückte Vorbilder – Reichsnährstand und Bauernkrieg

Abendvortrag:

Wilhelm Liebhart (Aichach): Nach dem Bauernkrieg: Der Herrschaftsvertrag zwischen den Untertanen und dem Kloster Irsee von 1527

Panel 5: Orte der Erinnerung

Chair: Christoph Lang (Augsburg) / Corinna Malek-Wagner (Augsburg)

Martina Steber (Augsburg): Ordnung, Gewalt und Führertum: Erinnerungskulturelle Vergegenwärtigungen des Bauernkriegs im bayerischen Schwaben im 19. und 20. Jahrhundert

Susanne Anwander (Leipheim): Die Arge Deutscher Bauernkriegsmuseen und das Museum Blaue Ente in Leipheim als Teil der Rezeptionsgeschichte (des Bauernkriegs)

Markus Naumann (Kempten): Städtische Erinnerungskultur und der Bauernkrieg, Beispiel Kempten

Peer Frieß (Memmingen): Vom Hort protestantischer Ordnung zur „Stadt der Freiheitsrechte“ – der Bauernkrieg in der Erinnerungskultur Memmingens

CORINNA MALEK-WAGNER

Reisen ins Osmanische Reich. Interdisziplinäre Perspektiven

7. Philipp-Hainhofer-Kolloquium in Kooperation zwischen der Trierer Arbeitsstelle „Käntlersozialgeschichte“ (Prof. Dr. Dr. Andreas Tacke) und dem IEK

Augsburg, 4. – 6. April 2025

Wenn man nach rund einem halben Jahr ohne entsprechende Notizen allein auf Basis des Tagungsprogramms noch einen (zugegeben selektiven) Bericht über die Veranstaltung verfassen kann, dann hat diese offenbar Eindruck gemacht. Das kann man der Tagung „Reisen ins Osmanische Reich. Interdisziplinäre Perspektiven“, die vom 4. bis 6. April 2025 im Evangelischen Gemeindezentrum UlrichsEck in Augsburg stattfand, getrost bescheinigen. Sie bildete die gelungene Auftaktveranstaltung der Kooperation zwischen der Trierer Arbeitsstelle für Käntlersozialgeschichte (TAK) und dem Institut für Europäische Kulturgeschichte. In Kooperation mit dem Teilprojekt „Die Ambiguität des Türkischen in der deutschsprachigen Erzählliteratur der frühen Neuzeit“ der DFG-Forschungsgruppe 2600 „Ambiguität und Unterscheidung. Historisch-kulturelle Dynamiken“ (Georg-August-Universität Göttingen) richteten beide das VII. Philipp-Hainhofer-Kolloquium aus, das sich in einem chronologisch weiten Bogen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert mit Reisen aus dem deutschsprachigen Raum ins Osmanische Reich befasste.

Zu Beginn begrüßten die Tagungsorganisatoren Teilnehmende und Gäste. Andreas Tacke (Trier) stellte in diesem Rahmen zudem den 6. Band der „Hainhoferiana – Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte Schwabens und Europas“ mit dem Titel ‚Grenzenlos? Weltläufigkeit in der Frühen Neuzeit‘ vor. Anschließend skizzierte Jörg Wesche (Göttingen) den aktuellen Stand der Forschung zu Reiseberichten ins Osmanische Reich und formulierte Schwerpunkte für die Tagung. Nicht der häufig untersuchte imaginierte Orient, der das Osmanische Reich in dichotomisch ab- und ausgrenzender Weise zum Anderen Europas machte, sondern die auf den Reisen tatsächlich gemachten Erfahrungen und deren Verarbeitung in Reiseberichten und anderen kulturellen Artefakten sollten im Fokus stehen. Wesche mahnte nicht nur zur Vorsicht vor eingefahrenen Interpretationsmustern des Orientalismus, sondern auch vor den Fallstricken einer Suche nach dem vermeintlich ‚Authentischen‘. Vielmehr müssten bei der Untersuchung Methoden und Ansätze von Kulturanthropologie, Verflechtungsgeschichte und kultureller Übersetzung bei einer hohen Sensibilität für sprachliche Interaktion und spätere Bearbeitungsprozesse zum Tragen kommen.

Der gut besuchte Abendvortrag von Hendrik Ziegler (Marburg) rückte die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und dem deutschen Kaiserreich zur Zeit Wilhelms II. in den Blick. Ausgehend von der Reise

des deutschen Kaisers 1898 nach Jerusalem und Konstantinopel zeigte Ziegler die unterschiedlichen Verbildlichungen der Reise in den Berichten von Ernst von Mierbach und Ludwig Schneller. In den sehr differenten Covergestaltungen bemühten sich beide die Gleichberechtigung der Kulturen ins Bild zu setzen. Anschließend führte Ziegler aus, wie sich Bilder und Kunstwerke, die während oder aus Anlass der Reise entstanden, reziprok bedingten und beeinflussten. Beide Seiten verfolgten darüber hinaus eigene Ziele, die sich am jeweiligen Adressaten ihrer Aktionen und Publikationen orientierten. Anhand der Fotos, welche die Kaiserin von der Reise machte, und solchen, die der Sultan von seinem Herrschaftsbereich produzierten ließ, wurden divergierende Aussageabsichten analysiert: Während die Bilder der Kaiserin eigenes Erleben und eine gewisse „Schnappschussqualität“ zeigten, die zudem den Kaiser inszenierten, waren die im Auftrag des Sultans entstandenen Fotos streng durchkomponiert und sollten vor allem die Modernität des Osmanischen Reiches ins Bild setzen. Hier wie in Gabe und Gegengabe von Kunstwerken kam zum Ausdruck, dass sich beide Seiten bemühten, die Kulturen und Religionen auf Augenhöhe zu zeigen, was den politischen Zielen beider entsprach.

Die ersten Vorträge des zweiten Tages befassten sich mit Reisen ins Osmanische Reich, die im 16. Jahrhundert stattgefunden hatten. Theresa Beckert (Dresden) widmete sich Bartholomäus Georgijewić, Antonina Gerhards (Köln) Hans Dernschwam und Tilman Walter (Würzburg) Leonhard Rauwolf. Beckert interpretierte Georgijewićs Publikation *De Turcarum ritu et ceremoniis* (1544) als Augenzeugenbericht, dessen Ziel war, über die Türken zu informieren. Dem diente zum einen die Betonung der Augenzeugenschaft, zum anderen der Versuch, Fremdes durch Vergleiche zu vermitteln und Begriffe durch funktionale Äquivalente aus der eigenen Kultur zu übersetzen. Zugleich war er bestrebt, die Türken nicht zu ähnlich erscheinen zu lassen. In seinem Vorwort zu Georgijewićs nutzte Jacob Eysenberg die so entstandene Beschreibung des Islam, um gegen die römische Kirche zu polemisieren. Hans Dernschwam dagegen sah, so Gerhards, die Landwirtschaft und besonders den Weinanbau in Gegenden unter türkischer Herrschaft im Niedergang. Den Bericht über seine 1553 durchgeführte Reise nach Konstantinopel charakterisierte sie unter Aufgreifen postkolonialer Deutungsansätze als voller kolonialer Fantasien und Abgrenzungslogiken. In der Diskussion wurde hinterfragt, ob dieses Analyseinstrumentarium den frühneuzeitlichen Reiseberichten ins Osmanische Reich gerecht zu werden vermag. Walter präsentierte mit Leonhard Rauwolf einen offenbar sehr viel mehr am Austausch interessierten Reisenden. Die auf Rauwolfs Levantereise entstandenen Herbarien zeigen nicht nur dessen Fähigkeiten bei der Präparierung von Pflanzen, sondern auch ein intensives Interesse am botanischen Wissen der lokalen Bevölkerung und Gelehrten. In seinem 1582 erschienenen Reisebericht verglich Rauwolf zudem die Menschen seiner Heimat mit denen der bereisten Gebiete, wobei seine Vergleiche des Lebenswandels nicht immer zu Gunsten der Christen ausfielen.

Waren die ersten Vorträge einzelnen Reisenden gewidmet, stellte Alexander Schunka (Berlin) mit der Darstellung islamischer Pluralität in protestantischen Reiseberichten aus der Zeit zwischen dem 16. und frühen 18. Jahrhundert ein Thema in den Vordergrund. In diesen Reiseberichten wurde die konfessionelle Pluralität im Alten Reich zur religiösen Pluralität im Osmanischen Reich in Beziehung gesetzt. Themen wie Übertritte zwischen den verschiedenen Richtungen, das Verhältnis von Politik und Religion, die mehrfach positiv geschilderte Religiosität der Muslime und die Beschreibungen der Derwische kamen in den Reiseberichten immer wieder zur Sprache, wobei je nach Aussageabsicht der Autoren und ihrer Vorstellung von ihrem jeweiligen Publikum Wertungen und Beschreibungen unterschiedlich differenziert ausfielen. Neben den Eigenheiten der einzelnen Berichte konnte Schunka dabei Veränderungen der Wertungen im Zeitverlauf feststellen.

Die folgenden Vorträge betrafen das 18. und bis 19. Jahrhundert. Patricia Plummer (Essen) widmete sich aus einer genderhistorischen Perspektive Lady Mary Wortley Montague, die durch ihre Türkischen Briefe bekannt ist. Ihr Auftreten in türkischer Kleidung charakterisierte Plummer als ethnisches cross-dressing, das vor allem der Selbstauthorisierung und Inszenierung Wortley Montagues diente. Überdies nutzte sie die ihr als Frau gegebenen Möglichkeiten, um Einblicke in die Welt der Frauen zu erhalten, die in Mitteleuropa allerdings häufig in voyeuristischer Weise rezipiert wurden. Bei Daniel Haas (Hamburg) stand der Missionar Stephan Schultz im Fokus, der ab 1752 im Auftrag des Hallischen ‚Institutum Judaicum et Muhammedicum‘ im Osmanischen Reich unterwegs war. Er nahm dabei dessen Gepäck zum Ausgangspunkt. Auf die Geschenkökonomie vor Ort war Schultz demnach schlecht vorbereitet. Mit nach Hause nahm er vor allem Schriften und Naturalia, mit deren Hilfe er sich nach seiner Rückkehr als Experte für orientalische Materialität inszenierte. Einen Fokus auf einen anerkannten Archäologen – Otto Magnus von Stackelberg – legte Nicole Immigs (Gießen) Vortrag. Stackelberg kontrastierte die ihm aus der Lektüre der Klassiker bekannte griechische Antike mit dem ihm als Teil des Osmanischen Reich gegenüberstehenden gegenwärtigen Griechenland. Er beobachtete dort ein Misstrauen gegenüber den Reisenden und ihrem Tun. Die griechische Kultur sah er als gefährdet an. Ins 19. Jahrhundert führte der Vortrag von Sylwia Werner (Konstanz), die die Reiseberichte von Ida Pfeiffer in den Fokus stellte. Ihr 1844 publizierter Bericht über eine Reise ins Osmanische Reich war ein Bestseller. Werner deutete diese Reise als Eskapismus und zeigte auf, dass die Berichterstatterin viele der von ihr geschilderten Szenen und Gefahren so gar nicht erlebt haben konnte.

Den Auftakt für die Sonntagssektionen bildete der Vortag von Charlotte Kurbjuhn (Erlangen). Sie schilderte die Beziehung zwischen Hermann von Pückler-Muskau und Mehmet Ali Pascha, dem Machthaber in Ägypten. Pückler-Muskau habe diesen mit Napoleon verglichen und ihn als Wiederhersteller der Zivilisation des alten Ägyptens und zugleich als aufgeklärten Herrscher gepriesen. Zugleich habe er Türken und Araber voneinander abgehoben. Während Pückler-

Muskau eine fortschrittsorientierte Erzählung der Verhältnisse in Ägypten gab, war Karl Ernst Osthaus, mit dessen Erwerbungen sich Rainer Stamm (Hagen) befasste, an der traditionellen Ornamentik islamischer Kulturen interessiert. Auf Reisen nach Algerien, Tunesien und Ägypten erwarb er im gehobenen Kunsthandel zahlreiche Objekte. Bis heute befinden sie sich wenig beachtet im für die Sammlung zur Moderne bekannten Museum Folkwang. Osthaus begriff die ungegenständliche islamisch-arabische Kunst als Gegenwelt zum Historismus seiner Epoche und bewunderte ihre kunsthandwerklichen Qualitäten und eigenständige Formsprache. Er stellte sie daher bewusst neben die Moderne, als deren Vorbereiterin er sie begriff. Ernst Jäckh dagegen betonte nach Sebastian Döpp (Bochum) die Moderne der Türkei selbst. Er gründete die Deutsch-Türkische Vereinigung und prophezeite in „Der aufsteigende Halbmond“ der sich modernisierenden Türkei einen baldigen Aufstieg. Die von ihm miterlebte revolutionäre Stimmung in Smyrna bildete dabei eine Projektionsfläche für seine Ideen, nach denen der von Deutschland vermittelte technische Fortschritt auch den zivilisatorischen nach sich zog. Döpp betonte die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindende heterochronologischen und heterotopischen Qualitäten dieser Imagination.

Die Vorträge bestätigten, dass die Konzentration auf die tatsächlichen Kulturkontakte für die Interpretation von Reiseberichten und mitgebrachten Objekten einen Gewinn bedeuten kann, da dadurch auch andere und originellere Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen sichtbar werden, als sie nach den Erkenntnissen der von Said geprägten Orientalismus-Debatte erwartbar gewesen wären. Die geografische Erstreckung des Osmanischen Reiches und seine kulturelle, religiöse wie politische Pluralität im Untersuchungszeitraum hatte zur Folge, dass die Reisenden und die ihnen folgenden Forscherinnen und Forscher je nach der Zeit und dem Raum, in dem sie sich bewegten, sowohl synchron wie diachron durchaus unterschiedliche Gegebenheiten beschrieben. Deutlich wurde, dass die soziale Stellung der Reisenden zu unterschiedlichen Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und der Sammlungstätigkeit führte. Dass sich die Wahrnehmung der Machthaber im Osmanischen Reich mit der Verschiebung der Machtrelationen zu Gunsten der christlichen Herrscher deutlich wandelte oder sich die Darstellungen von politischer und sozialer Opportunität beeinflusst zeigten, war an sich wohl weniger überraschend, als die tatsächliche Differenziertheit und Unterschiedlichkeit der Beobachtungen und Beurteilungen durch die Reisenden.

Das nächste Hainhofer-Kolloquium wird vom 27. bis 29. März 2026 zum Thema ‚Langweilig! Subversive und transformative Ästhetiken des Nichtstuns‘ stattfinden.

Tagungsprogramm

FREITAG, 4. April 2025

19.00 Uhr

Prof. Dr. Günther Kronenbitter: Begrüßung

Prof. Dr. Jörg Wesche: Einführung

Prof. Dr. Dr. Andreas Tacke: Vorstellen des Referenten sowie des 6. Bandes „Grenzenlos? Weltläufigkeit in der Frühen Neuzeit“ der Schriftenreihe „Hainhoferiana – Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte Schwabens und Europas“

Abendvortrag

Prof. Dr. Hendrik Ziegler, Marburg

Zu Besuch bei Sultan Abdulhamid II.: Versuch einer *Histoire croisée* der Palästinareise Kaiser Wilhelms II. von 1898

SAMSTAG, 5. April 2025

9.00 Uhr

Theresa Beckert, Dresden

Von türkischen Pfaffen: Fremdheit und Alterität in deutschsprachigen Übersetzungen der Erfahrungsberichte Bartholomäus Georgijevićs

Antonina Gerhards MA, Köln

(Be-)Schreiben des ‚Anderen‘. Hans Dernschwams Reise zu den sog. ‚Türken‘

10.30 Uhr

Kaffeepause

Dr. Tilmann Walter, Würzburg

Leonhard Rauwolf (1535?–96). Ein Augsburger Arzt, unterwegs als Botaniker im Osmanischen Reich

Prof. Dr. Hiram Küpper, Mannheim [entfallen]

Beobachtungen aus vier Jahren Gefangenschaft: Reinhard Sorschos „Gelübde Büechlen im Türkenkerker“ von 1622

12.30 – 14.30 Uhr

Mittagspause

14.30 Uhr

Prof. Dr. Alexander Schunka, Berlin

Zwischen „großer Andacht“ und „lächerlicher Devotion“: Islamische Pluralität in protestantischen Reiseschilderungen über das Osmanische Reich der Frühen Neuzeit

Prof. Dr. Patricia Plummer, Essen

Lady Montagus Türkische Briefe zwischen Erfahrung und Erzählung

16.00 Uhr

Kaffeepause

16.30 Uhr

Daniel Haas M.A., Hamburg

„Ich packe meinen Koffer und nehme mit ...“: Das Osmanische Reich im Gepäck des halleschen Missionars Stephan Schultz (1752–56)

Prof. Dr. Nicole Immig, Gießen

Griechische Antike versus osmanische Lebenswelten – Otto von Stackelbergs Reise nach Griechenland

SONNTAG, 6. April 2025

9.00 Uhr

PD Dr. Sylwia Werner, Konstanz

Der Orient in den Augen von Ida Pfeiffer

PD Dr. Charlotte Kurbjuhn, Erlangen-Nürnberg

Diplomatie am Außenposten des Osmanischen Reichs: Fürst Pückler-Muskau in Mehmet Alis Reich (1844)

10.30 Uhr

Kurzpause

10.45 Uhr

Prof. Dr. Rainer Stamm, Hagen

Von den „orientalischen Altertümern“ zum Museum Folkwang. Die Reisen von Karl Ernst Osthaus ins Osmanische Reich

Dr. Miriam Althammer, Salzburg [entfallen]

Reisen in Bewegungen: Die Tänzerin Friderica Derra de Moroda auf der Suche nach (künstlerischer) Identität im Kontext des zerfallenden Osmanischen Reiches“

Sebastian Döpp M.A., Bochum

„Wo aber die deutsche Lokomotive pfeift, da weicht auch das langsame Kamel“. Zukunfts- und Modernevorstellungen für den „Orient“ in Ernst Jäckhs Reiseliteratur

SUSANNE FRIEDRICH

Les Journées Bayle, Carla Bayle, 15.–18. Mai 2025



Die Tagungsteilnehmer vor der *Maison Pierre Bayle* (Foto: Daniel Frey, Université de Strasbourg).

Anlass und Organisation

Die internationale Tagung „Les Journées Bayle“, zur Feier des 35-jährigen Bestehens der *Maison Pierre Bayle*, fand vom 15. bis 18. Mai 2025 in Carla-Bayle in den französischen Pyrenäen statt. Veranstaltet wurde sie in Kooperation zwischen dem Verein „Autour de Pierre“ Bayle, Prof. Dr. Olivier Mentz (Pädagogische Hochschule Freiburg) und Dr. Eva Rothenberger (Universität Augsburg).

Ablauf und Vorträge

16. Mai 2025 – Wissenschaftliche Tagung „Le Dictionnaire de Pierre Bayle“

Der erste Tagungstag wurde mit der Begrüßung des Bürgermeisters Jean-François Sans eröffnet. Es folgte eine kurze Hommage von Francis Sans an Jean-Luc Couret, dem überraschend im Jahr 2023 verstorbenen ehemaligen Bürgermeister von Carla-Bayle, der sich seit 1989 durch eine Vielzahl an wissenschaftlichen und kulturellen Veranstaltungen für die Pflege des Andenkens an Pierre Bayle maßgeblich engagierte und dadurch für ein weitläufiges Rayonnement des Orts sorgte.

Die Vorträge am Vormittag standen im Zeichen von Bayle und seinen Druckern. Lorenzo Bianchi betrachtete die theoretischen und editorialen

Entwicklungen vom *Projet d'un dictionnaire* bis zum fertigen Werk. Jean-Michel Gros widmete sich imaginären Verlegern im Umfeld Bayles. Otto Lankhorst beleuchtete die Position des Werkes im Kontext des Kampfes der Herausgeberschaften zwischen Reinier Leers und seinen Mitstreitern.

Der Tagungsnachmittag nahm verschiedene Argumentationslinien im *Dictionnaire* in den Blick. Als „Bayle socinien“ analysierte Girolamo Imbruglia baylesche Argumentationsmuster im Hinblick auf Religionen und Opferpraktiken. Antony McKenna und Gianluca Mori (via Videokonferenz zugeschaltet) verglichen Bayles Ideen zur „denkenden Substanz“ mit denen John Lockes und anderer Philosophen. Henk Nellen hob die Verteidigung Hugo Grotius‘ durch Jean Le Clerc und Pierre Bayle hervor. Nach der Fragenrunde und Abschlussdiskussion des Tages folgte ein Auftritt der Chorale du Carla-Bayle und ein erster Austausch mit der Delegation aus Rotterdam – Symbol für ein wiederbelebtes Städtepartnerschaftsprojekt – gefolgt von einem gemeinsamen Abendessen.

17. Mai – Tagung und Festakt: „Pensées diverses autour de Pierre Bayle“

Olivier Abel eröffnete mit seinem Vortrag zum Thema „De l’usage du passé“ den zweiten Tagungstag und reflektierte die Bedeutung historischen Bewusstseins in Bayles Denken. Kristen Irwin setzte sich in ihrer Präsentation „Varieties of Illumination in Bayle“ literaturwissenschaftlich mit Bayles Lichtmetaphorik auseinander. Andy Serin diskutierte, „Sans Dieu... ni maître“, Bayles Antworten auf Vorurteile gegenüber Atheisten. Daniel Frey gab mit „Retour sur une véhémence“ eine neue Perspektive auf Bayle’s Werk *Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand*. Zum Abschluss des Vormittags präsentierte Ana Carmona Aliaga Portraits von verschiedenen Prinzen im *Dictionnaire historique et critique* hinsichtlich ihrer Funktion als Schiedsrichter über Leidenschaften und Helden der Toleranz.

Nachmittags wurde die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Carla-Bayle an Hans Bots und Antony McKenna im Rahmen eines umfangreichen und musikalisch umrahmten Festakts verliehen, verbunden mit der Übergabe des Sammelbandes *Pensées diverses autour de Pierre Bayle*, herausgegeben von Olivier Mentz und Eva Rothenberger. Unter den Festrednerinnen und Festrednern befanden sich Ove Luca, Vertreter der Stadt Rotterdam, Raymond Berdou, Vizepräsident der *Communauté des communes*, Christine Téqui, Präsidentin des *Conseil départemental* in Begleitung von Muriel Fryche (Conseillère départementale), Alexandre Bermand (Conseiller régional, Occitanie) und der Senator des Departements Ariège Jean Jacques Michau. Auch Jan Versteeg, Botschafter der Niederlande in Frankreich, schloss sich mit einer Nachricht an den Bürgermeister Jean-François Sans, die während des Festakts verlesen wurde, der Hommage an die beiden geehrten Wissenschaftler an. Alle Rednerinnen und Redner griffen verschiedene Aspekte aus der Tagung und der Zeremonie des Festakts auf und unterstrichen die Wichtigkeit, in der aktuellen Zeit das geistige Erbe Bayles weiterzutragen und seine ungebrochene Aktualität zu betonen, wie es die beiden

Ehrenbürger der Stadt in den vielen Jahren ihrer akademischen Tätigkeit taten und immer noch tun. Nach der wissenschaftlichen Laudatio der Honorierten durch Eva Rothenberger und Olivier Mentz wurde an der Maison Pierre Bayle die Gedenktafel aus Anlass der Ehrenbürgerschaft von Antony McKenna und Hans Bots enthüllt.

Im Nachgang des Festakts fanden vertiefende Gespräche mit den Vertretern aus Rotterdam über künftige Kooperationen zwischen Frankreich, den Niederlanden und Deutschland statt.

18. Mai – Internationaler Museumstag

Der Abschlussstag begann um mit der „Randonnée – Parcours Jacob“, einer Wanderung über Felder und Wälder entlang der historischen Route, auf der Jacob Bayle (Pierres Bruder) 1685 der Polizei entkam – wie letzterer in einem Brief an seinen Bruder beschrieb (Brief Nr. 427, Band V der Bayle-Korrespondenz). Nachmittags gab es eine Dorf- und Museumsführung sowie eine Live-Arbeit des Bildhauers Fredange: Er modellierte vor der Maison Pierre Bayle eine Porträtabüste aus Ton des „Philosophe de Rotterdam“.

Fazit und Ausblick

Die *Journées Bayle* 2025 zeigten ein beeindruckendes Zusammenspiel aus wissenschaftlicher Tiefe, regionaler Verwurzelung und kultureller Vermittlung:

- Die breit gefächerten Vorträge – von editorialen Analysen über philosophische Argumentationsstrukturen bis hin zu literarischen und historischen Reflexionen – zeugten von Bayles bleibender Relevanz und Aktualität.
- Schülerprogramme (wenngleich auf ein nächstes Mal verschoben) und künstlerische Interventionen (vgl. die Life-Tonmodellierung durch Fredange) vermittelten nicht nur Inhalte, sondern erlebbar gelebtes kulturelles Erbe.
- Die Verleihung der Ehrenbürgerschaft stärkte die Verbindung zwischen akademischer Forschung und lokal gepflegter lebendiger Geschichte in der Maison Pierre Bayle.
- Die geplante Wiederbelebung und Neuausrichtung der Städtepartnerschaft zwischen Carla und Rotterdam eröffnet perspektivische Verbindungen für zukünftige transnationale Projekte.

EVA ROTHENBERGER/DOROTHEA TÄUFER/OLIVER MENTZ/MATTHIAS HOFF

Ausstellung Universitätsbibliothek Augsburg: 500 Jahre Bauernkrieg: Ursachen – Medien – Narrative

1524 begannen zunächst im Südwesten des Heiligen Römischen Reichs Aufstände der ländlichen Bevölkerung gegen ihre Grundherren, welche sich im Folgejahr immer mehr zuspitzten, in Gewalt mündeten und sich regional ausweiteten. Auch Stadtbewohner und Bergleute, aber auch einige protestantische Theologen unterstützten die Bauern. Was im Laufe der Zeit als *Bauernkrieg* bekannt werden sollte, schlug schon damals große mediale Wellen und wurde in der Folgezeit immer wieder von verschiedensten Menschen unterschiedlich rezipiert. Auch heute, genau 500 Jahre später, hat dieses kurze, aber einschneidende Ereignis seine Faszination nicht verloren. Unter Leitung von Prof. Dr. Ulrich Niggemann konzipierten einige Studierende der Universität Augsburg im Sommer- und Wintersemester 2024/25 eine Ausstellung, in der mit Beständen der Universitätsbibliothek die Ursachen, medialen Deutungen und spätere Reflektionen des Bauernkriegs dargestellt werden.

Die Ursachen des Bauernkriegs sind äußerst komplex. Wirtschaftliche und soziale Probleme und die damit verbundenen Konflikte mit der Obrigkeit sind 1524 keineswegs aus dem Nichts entstanden, sondern bildeten sich bereits Jahrzehnte vorher in den großen Umwälzungen des allmählichen Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit Stück für Stück heraus. Dazu gehörten nicht nur immer höhere Abgaben an die Grundherren und zunehmende Frondienstleistungen, sondern auch immer massivere Eingriffe in alte Rechte der Bauern wie die Nutzung natürlicher Ressourcen von Wäldern oder Gewässern. Der auslösende Funke für die Aufstände dürfte die zu der Zeit immer stärker auch in ländlichen Gebieten fußfassende Reformation gewesen sein. Mit Predigten und religiösen Schriften in der Volkssprache wurden die Bibel und theologische Fragen auch für die Landbevölkerung leichter zugänglich, was den Bauern eine Argumentationsgrundlage lieferte, um bestehende Ordnungen zu hinterfragen. Dieses Zusammenspiel aus schon länger brodelnden sozialen und wirtschaftlichen Konflikten und der aufkommenden und teils auch radikalen Reformation dürfte letztendlich zu den Ausschreitungen geführt haben. Als der wohl berühmteste dieser radikaleren Reformatoren, die die Bauern aktiv unterstützten, dürfte wohl Thomas Müntzer gelten, dessen Werk *Von dem getichten glawben auff nechst Protestation* in der Ausstellung präsentiert wurde. Darin beschreibt er die aufständischen Bauern vor dem Hintergrund einer christlichen Eschatologie als Auserwählte Gottes, die gegen die angeblich ungläubigen Fürsten kämpfen, um eine neue Weltordnung zu etablieren. Vergleichbare Wünsche nach einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung findet sich in den *Achtzehen schlüß rede so betreffende ein ganz Cristlich leben* des Predigers Balthasar Hubmaier. Die Flugschrift *De ratione decimarum Othonis Brunnfelsii Propositiones* von Otto Brunfels hingegen befasst sich mit dem kirchlichen Zehnt und anderen Abgaben an die Kirche, die er als ungerecht anklagt. Er besteht darauf, dass sich Priester

ausschließlich durch freiwillige Almosen finanzieren sollten. Zudem wurde ein Exemplar der gedruckten Predigt *Ein Sermon geprediget vom Pawren zu Werdt bey Nürnberg [...] von dem Freyen willen des Menschen* von Diepold Peringer ausgestellt, welche in volkstümlicher Sprache zentrale Fragen der Reformation diskutiert. Es ist davon auszugehen, dass diese selbst in der ländlichen Welt des frühen 16. Jahrhunderts breit rezipiert wurde. Zuletzt findet sich auch ein Exemplar von *De Libertate Christiana (Von der Freiheit eines Christenmenschen)* von Martin Luther in der Ausstellung, wobei es sich um eines der zentralsten Werke der deutschen Reformationsgeschichte handelt, das das bäuerliche Aufbegehren angeregt haben dürfte, auch wenn Luther selbst darauf bestand, „Freiheit“ in einem spirituellen, nicht-fleischlichen Sinne gemeint zu haben.

Auf die Aufstände und deren blutige Niederschlagung folgte ebenfalls rasch ein großes mediales Echo. Anhänger des alten Glaubens machten Reformatoren für die Gewalt verantwortlich, während sich die Reformatoren untereinander über der Frage zerstritten, ob die Bauern im Recht waren. Luther selbst positionierte sich etwa mit seiner Schrift *Adversvs Latrocinantes Et Raptorias Cohortes Rusticorum (Gegen die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern)* in aller Deutlichkeit gegen die aufständischen Bauern, die er als „tollwütige Hunde“ bezeichnet, obwohl seine eigenen Texte eine zentrale Rolle bei deren Mobilisierung gespielt hatten. Er betrachtet sich als missverstanden und verbietet jegliche Aufstände gegen die herrschende Hierarchie. Schon zeitgenössisch wurde ihm dabei Doppelmoral und Verrat an den Bauern vorgeworfen, etwa von Johann Fundling in dessen Schrift *Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers wie er mit der ainen die paurn verfüret, mit der andern sy verdammet hat*. Er vertritt damit die typische Haltung der Altkläubigen, die der Reformation und nicht den angeblich leicht zu verführenden Bauern die Schuld an den Aufständen gibt. Johann Agricola, ein früherer Kollege Thomas Müntzers, der dessen Radikalisierung aber kritisch sah und sich eher auf Linie mit Luther befand, veröffentlichte zudem die Schrift *Ain nützlicher Dialogus oder gesprechbüchlein, zwischen aine[m] Münzerischen Schwermer vn[d] aine[m] Eua[n]gelische[n] fru[m]men Bauern*. Darin fehlt jegliches Verständnis den aufständischen Bauern gegenüber. Reformatoren wie Müntzer werden als falsche Propheten und Verführer dargestellt und die Bauern angewiesen, sie sollten ihren Stand und die hohen Abgaben hinnehmen, um sich auf ihr Seelenheil und damit das Leben nach dem Tod konzentrieren, statt in der irdischen Welt zu rebellieren. Jedoch finden sich auch Quellen dafür, dass die Forderungen der ländlichen Bevölkerung nach der Niederschlagung des Bauernkriegs nicht einfach verhallten, sondern durchaus auch realpolitische Spuren hinterließen. Dafür führt die Ausstellung ein Beispiel in *Der fürstlichen Grafschaft Tirol Landesordnung* von 1526 an. Auch wenn man sie in der modernen Forschung nicht mehr, wie lange üblich, als unmittelbare Folge der Aufstände sieht, ist es doch bemerkenswert, dass an ihrer Ausgestaltung neben Vertretern der Städte und des Adels auch solche der Gerichte, also der ländlichen Bevölkerung, mitwirkten, die so auch ihre Perspektiven einbringen konnten.

Ein großer Teil der Ausstellung beschäftigt sich mit der Rezeption der nachfolgenden Generationen, die den Bauernkrieg nicht selbst miterlebt hatten. Dabei ist festzuhalten, dass die Aufstände vor dem 19. Jahrhundert tendenziell immer kritisch gesehen und verurteilt wurden, wobei allerdings niemals Stimmen fehlten, die den Bauern auch ein gewisses Maß an Verständnis entgegenbrachten und etwa die *mutua obligatio* von Herrschenden und Beherrschten anführten, um auch an die Gerechtigkeit und Verantwortung der Grundherren zu appellieren. Dafür wurden die Werke *Der Peürisch und protestierende Krieg* (1573) von Peter Gnodelius sowie *Vom Aufstand der Untern wider ihre Regenten und Obern Sonderbarer Tractat* (1633) des Militärhistorikers Johann Wilhelm Neumair von Ramsla als Beispiele ausgestellt. Besonders letzterer betonte hierbei die Mitschuld der Grund- und Territorialherren an den Protesten ihrer Untertanen, was er bereits auf dem Titelblatt mit folgendem Zitat deutlich macht: *Ein frommer Fürst der so regiert, Sein Land und Leut wie sichts gebürt, Dem ist gehorsam iederman. Wird er aber zu eim Tyran, Und übt gewalt, so folgt alzeit, Aufstand vnd widersetzlichkeit.*

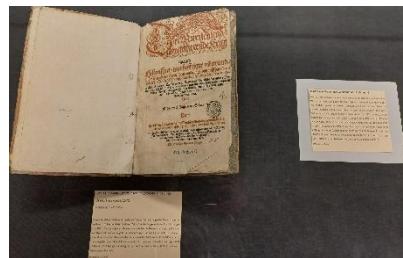
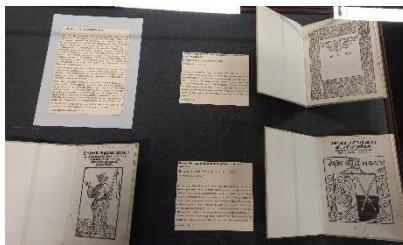
Im Kontext der Französischen Revolution sieht Georg Sartorius 1795 in seiner Monografie *Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts* den Bauernkrieg als bürgerliche Revolution und Vorläufer der aktuellen Geschehnisse. Bemerkenswert ist, dass ab der Jahrhundertwende um 1800 meist vom *deutschen Bauernkrieg* die Rede ist, was in früheren Zeiten keine wesentliche Rolle spielte, sich aber vor dem Hintergrund des aufkommenden Nationalismus erklären lässt. Die Deutung im Kontext aktueller politischer Vorgänge und Ideologien ist ein Trend, der sich im 19. und 20. Jahrhundert fortsetzt. So legt Friedrich Engels im Jahr 1850 mit seinem Werk *Der deutsche Bauernkrieg* den Grundstein für die marxistische Deutung des Bauernkriegs, indem er ihn zwei Jahre nach der gescheiterten Märzrevolution als frühes Beispiel für den Klassenkampf interpretiert. Besonderen Fokus legt er dabei auf die soziale Ungleichheit als Auslöser für die Aufstände. Ein Zeitgenosse von Engels, der liberal gesinnte protestantische Theologe Wilhelm Zimmermann, publizierte 1841–1843 sein Buch *Großer Deutscher Bauernkrieg*, in welchem er die Bauernbewegung als aufrichtig und moralisch gerechtfertigt beschreibt und Thomas Müntzer als Helden stilisiert, der die Bauern bei ihrem Streben nach Freiheit unterstützt. Neben einer Ausgabe von 1891 wurde eine weitere ausgestellt, die 1978 in der DDR erschienen war. Beide Versionen sind im Wortlaut identisch, unterscheiden sich aber in den Illustrationen, die das Geschilderte verbildlichen. Auch das NS-Regime wusste den Bauernkrieg in seinem Sinne zu verklären. Günther Franz, Mitglied von NSDAP und SS, veröffentlichte 1933 sein Buch *Der deutsche Bauernkrieg*, welches trotz der Einflüsse völkischer und nationalsozialistischer Ideologien auch in der Bundesrepublik lange Zeit ein Standardwerk zum Bauernkrieg blieb, während sich in der DDR die marxistische Deutung etablierte.

Die Ausstellung konnte trotz ihres überschaubaren Umfangs eine solide Übersicht über Entstehung und Nachwirkung des Bauernkriegs 1524/1525 bieten und diese anhand zahlreicher Originalquellen aus dem Bestand der

Universitätsbibliothek Augsburg belegen. An dieser Stelle bedanke ich mich im Namen meiner Kommiliton*innen herzlich bei Herrn Stoll und dessen Mitarbeiter*innen für die freundliche Unterstützung unseres Projekts.

MAGDALENA DEIL

Impressionen



Fotografiert von Ryan Williams

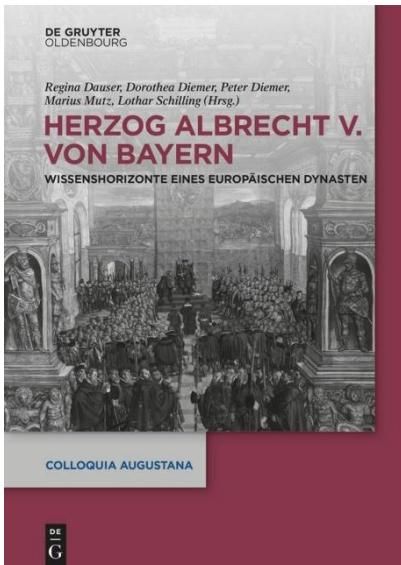
Lesekreis Umweltgeschichte

Welche Vorstellungen machten sich historische Akteure von der sie umgebenden Außenwelt? Wie beeinflussten diese Vorstellungen ihre Interaktionen mit ihrer materiellen Umgebung? Und wie veränderten sich diese miteinander verschränkten Praktiken und Diskurse im Zeitverlauf? Diese Fragen stehen im Zentrum des Lesekreises Umweltgeschichte. In regelmäßigen Lektürediskussionen behandeln die Mitglieder die kulturalistischen Aspekte der Umweltgeschichte, wie sie seit den 1990er Jahren entscheidenden Auftrieb erfahren haben. Getragen durch eine Zusammenarbeit der Professur für Neueste Geschichte mit der Professur für Globale Umweltgeschichte und dem Institut für Europäische Kulturgeschichte befördert der Lesekreis im Rahmen des Netzwerks Umweltgeschichte den epochenübergreifenden Austausch und vernetzt die weitgefächerte umwelthistorische Forschung an der Universität. Neben aktuell diskutierten Forschungsthemen – von den Umweltvorstellungen in der griechischen Mythologie über die Schriften der ökonomischen Aufklärung im 18. Jahrhundert bis hin zur *Great Acceleration* in der Zeitgeschichte – behandelt der Lesekreis auch kontinuierlich methodische oder konzeptionelle Fragen einer kulturalistischen Umweltgeschichtsschreibung. Im vergangenen Semester wurde dazu auch eine Buchbesprechung mit Prof. Dr. Sandra Maß (Bochum) über *Geschichte schreiben im Anthropozän* veranstaltet. Der Lesekreis leistet als regelmäßiges Angebot einen wesentlichen Beitrag zur weiteren Förderung des Dialogs zwischen Umwelt- und Kulturgeschichte an der Universität Augsburg – über alle Epochengrenzen und über alle Qualifikationsstufen hinweg.

MAXIMILIAN RINGLEB

NEUERSCHEINUNGEN AUS DEM IEK

Regina Dauser/Dorothea Diemer/Peter Diemer/Marius Mutz/Lothar Schilling (Hrsg.), Herzog Albrecht V. von Bayern. Wissenshorizonte eines europäischen Dynasten. De Gruyter 2024 (Colloquia Augustana 39), 640 S., 99,95 €.

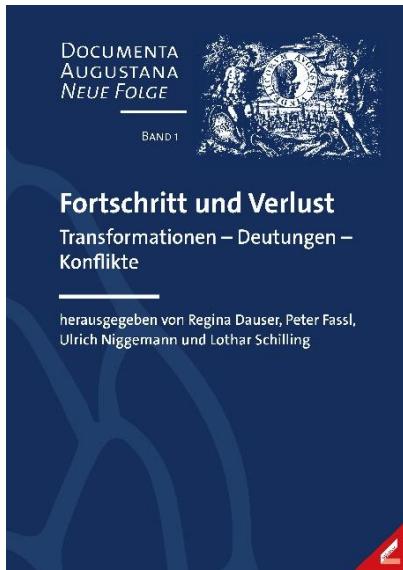


Herzog Albrecht V. von Bayern (reg. 1550–1579) hat vielfältige Beachtung seitens der historischen, kunsthistorischen und musikwissenschaftlichen Forschung erfahren. Der Sammelband verknüpft diese Forschungsstränge und setzt sich vornehmlich aus wissenshistorischer Perspektive mit den komplexen kulturellen Kontexten auseinander, in denen dieser Fürst agierte. Er nimmt Albrecht V. einerseits als europäischen Akteur in den Blick, dessen Geltungsanspruch sich nicht auf das Heilige Römische Reich und erst recht nicht auf den süddeutschen Raum beschränkte. Zugleich stellt er die Frage, auf welches Wissen sich Albrechts Regierung stützte, wie sie

dieses Wissen organisierte und inszenierte. Die Beiträge gehen – aufbauend auf dem Konzept der „savoirs d’État“ – von der Beobachtung aus, dass sich in der durch Renaissance, Konfessionalisierung und Herrschaftsverdichtung geprägten Regierungszeit Albrechts das Spektrum des „herrschaftsrelevanten“ Wissens erheblich erweiterte und Kenntnisse über höfische Musik und das Sammeln repräsentativer Kunst ebenso einschloss wie Wissen um kontroverse Glaubenslehren sowie Verfahren und Ergebnisse der Erfassung des Territoriums. Entsprechend groß war die Zahl jener, die mit dem Anspruch, über entsprechendes Wissen zu verfügen, um Aufmerksamkeit und Ressourcen des Herzogs konkurrierten. Herrschaftsrelevantes Wissen, Herrschaftspraxis und -repräsentation waren untrennbar miteinander verknüpft.

TEXT: VERLAG

Regina Dauser/Peter Fassl/Ulrich Niggemann/Lothar Schilling (Hrsg.), *Fortschritt und Verlust. Transformationen – Deutungen – Konflikte*. Wißner-Verlag 2024 (Documenta Augustana – Neue Folge, Band 1), 218 S., 30,90€.



Ob Veränderungen Fortschritt oder Verlust bedeuten, ist in der Regel eine Frage des Standpunkts – es handelt sich um zwei Seiten einer Medaille. Welche Deutungen in sozialen Gruppen und Gesellschaften dominieren, ist stets Ergebnis komplexer Aushandlungsprozesse und unterliegt historischem Wandel. Im Bereich ökologischer Veränderungen wird dies in jüngster Zeit besonders deutlich. Was zwischenzeitlich weithin als Fortschritt galt, wird heute vielfach als Verlust wahrgenommen. Dieser Band nimmt Veränderungen von Wissensbeständen und -ordnungen im süddeutschen Raum seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Blick. Er analysiert sowohl umstrittene Wissensbestände als auch ihre kulturellen Ausdeutungen im Gefolge sozialer Aushandlungsprozesse. Die Themen der Beiträge decken ökologische, agrartechnische, ökonomische und medizinische Wissensfelder ab. Sie fragen nach zeitgenössischen Fortschrittsdiskursen, nach neuen (und als neu deklarierten) Wissensbeständen und Versuchen, sie zu implementieren, aber auch nach Widerständen gegenüber Neuem und Verlusten von tradiertem Wissen.

TEXT: VERLAG

Klaus Wolf (Hrsg.), *Die Kanzleisprache Ludwigs des Bayern im europäischen Kontext. Mit einer Ausstellung von Urkunden aus dem Staatsarchiv Augsburg.* De Gruyter 2024 (Studia Augustana, Band 23), 342 S., 99,95€.



Kaiser Ludwig IV. mit dem Beinamen "der Bayer" regierte mehr als eine Generation lang. Dabei stand er in vielen Konflikten mit konkurrierenden Dynastien und dem Papsttum. Zu seiner Strategie gehörte dabei, durch Privilegerteilung insbesondere im Bund mit aufstrebenden Städten im Reich (wie Nürnberg, Frankfurt am Main oder Augsburg) Verbündete und Finanzmittel zu erlangen. Adressaten-spezifisch erfolgte in diesem Kontext die Ausstellung von Privilegien und Urkunden, nicht mehr in Latein, sondern zunehmend in der Volks-sprache – und dies durchaus massen-haft. Die sehr zahlreichen (und bislang weitgehend unerforschten) deutsch-sprachigen Urkunden Ludwigs des Bayern stellen im Rahmen der Königs- und Kaiserurkunden ein Novum dar,

das man bisher übersehen hatte. Der Sammelband beleuchtet daher erstmals unter interdisziplinärer Vorgehensweise systematisch Ludwig den Bayern als entscheidenden Beitrag für die Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache im europäischen Kontext.

TEXT: VERLAG

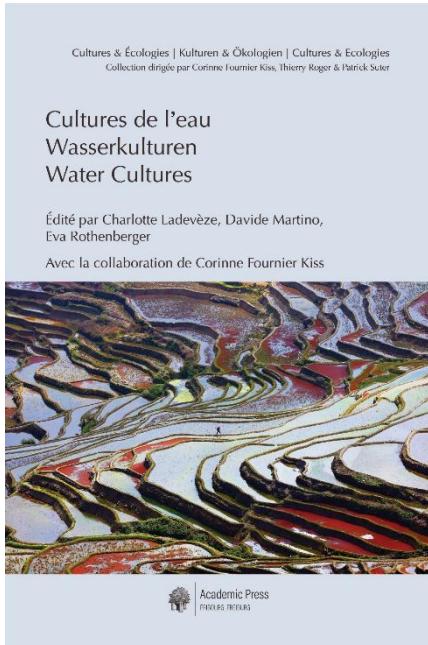
Markus Grießl (Hrsg.), Das »Churbauerische Intelligenzblatt« als Medium der Ökonomischen Aufklärung. Wißner-Verlag 2024 (Documenta Augustana – Neue Folge, Band 2), 260 S., 34,90€.



Die Bedeutung von Intelligenzblättern als Medium des Aufklärungszeitalters ist inzwischen weitgehend anerkannt. Die Studie bietet erstmals eine systematische Auswertung und Analyse des von dem begabten Autodidakten Johann Franz Seraph (von) Kohlbrenner herausgegebenen Churbauerischen Intelligenzblatts. In Auseinandersetzung mit der medienhistorischen Forschung fragt sie nach Themen und Inhalten, Textvorlagen und Wahrnehmungshorizonten sowie der Nutzung des Blatts als Instrument der Beeinflussung im Sinne "aufgeklärter" Ziele.

TEXT: VERLAG

Charlotte Ladevèze/Davide Martino/Eva Rothenberger (Hrsg.), *Cultures de l'eau. Wasserkulturen. Water Cultures.* Academic Press 2025 (Cultures & Écologies / Kulturen & Ökologien / Cultures & Ecologies, Band 2), 240 S., 20,00 €.



Martino, Ludolf Pelizaeus, Caroline Schaubert-Fasquel, Jens Soentgen.

Der vorliegende Band versteht sich als ein interdisziplinärer und mehrsprachiger Beitrag aktuellen Forschungsfragen zum Themenkomplex „Wasserkulturen“. Er vereint Spezialisten aus verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die ihre Methoden, Terminologien sowie lokales und globales Wissen über Wasser miteinander in Dialog bringen. Wasser – fließend und wandelbar – wird so zum Leitmotiv einer wissenschaftlichen, literarischen und symbolischen Reflexion, die ein neues Verständnis seiner kulturellen und umweltbezogenen Herausforderungen eröffnet. Mit Beiträgen von Corinne Fournier Kiss, L. Sasha Gora, Jean-Luc Guichet, Solenne Guyot, Charlotte Ladevèze, Davide

TEXT: VERLAG

PERSONNELLES

Direktorium

Auf der Mitgliederversammlung vom 6.11.2023 wurde folgende Zusammensetzung des Direktoriums beschlossen:

Geschäftsführender Direktor



PROF. DR. GÜNTHER KRONENBITTER

Lehrstuhlinhaber (Vertretung)
Europäische Ethnologie/Volkskunde

Geschäftsführender wissenschaftlicher Sekretär



APL. PROF. DR. ULRICH NIGGEMANN

Direktor und Geschäftsführender
Wissenschaftlicher Sekretär
Institut für Europäische Kulturgeschichte

Direktor*innen



PROF. DR. VICTOR A. FERRETTI

Professor
Romanische Literaturwissenschaft
(Spanisch/Portugiesisch)



PROF. DR. RAINALD BECKER

Lehrstuhlinhaber
Europäische Regionalgeschichte sowie
Bayerische und Schwäbische
Landesgeschichte



PROF. DR. SIMONE M. MÜLLER

DFG-Heisenberg Professorin
Globale Umweltgeschichte und
Environmental Humanities

Neue Mitglieder



DR. LISA KOLB

Akademische Rätin s.Z.
Geschichte der Frühen Neuzeit



PD DR. DR. CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Wissenschaftlicher Assistent
Alte Geschichte



PROF.DR.JOACHIM STEFFEN

Fachsprecher, Lehrstuhlinhaber
Angewandte Sprachwissenschaft
(Romanistik)



PROF. DR. DANIELA PIETRINI

Lehrstuhlinhaber
Romanische Sprachwissenschaft



PROF. DR. STEFAN LINDL

Außerplanmäßiger Professor
Akademischer Rat Europäische
Regionalgeschichte



PROF. DR. MATTHIAS LÖWE

Lehrstuhlinhaber Neuere Deutsche
Literaturwissenschaft



PROF. DR. ANNA KATHRIN BLEULER

Lehrstuhlinhaberin Deutsche Sprache
und Literatur des Mittelalters



PROF. DR. GESA ZUR NIEDEN

Professorin für Musikwissenschaft

Projektmitarbeiter*innen



BRUNO FUCHS

Seit Februar 2025 arbeitet Bruno Fuchs als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Projektkoordinator für die Arbeitsgruppe „Thinking with Wetlands“ im IEK. Nach dem Bachelor in Sozialwissenschaften und Geschichte in Erfurt, beendete er im Wintersemester 2024/25 seinen Master in Historischen Wissenschaften an der Universität Augsburg mit der Arbeit „Wasserverschmutzung und Umweltdiplomatie über Systemgrenzen hinweg“.

In den vergangenen Jahrhunderten setzten herrschende Akteure Feuchtgebiete oft mit Ödland gleich. Für heutige Ökologen sind sie die Superhelden der Natur. In beiden Fällen macht sie sich der Mensch jedoch zu eigen. Die Arbeitsgruppe „Thinking with Wetlands“ hinterfragt dieses Narrativ, indem sie Feuchtgebiete als weder Land noch Wasser versteht. Anhand von Fallstudien von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart untersucht das Projekt den menschlichen Einfluss auf die Umwelt.

Die Arbeitsgruppe ist eine Kollaboration zwischen dem IEK (Prof. Niggemann), dem Wissenschaftszentrum Umwelt (Prof. Soentgen) und dem Bukowina-Institut (Prof. Osterkamp). Vervollständigt wird die Gruppe vom Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit (Prof. Schilling) und der Professur für Globale Umweltgeschichte und Environmental Humanities (Prof. Müller; Sprecherin der Gruppe).

MATHIS KLOCKOW



Mathis Klockow arbeitet seit April 2025 an einem von Prof. Dr. Martina Steber betreuten und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Promotionsprojekt. Ebenfalls seit April ist er als Gastwissenschaftler am Institut für Europäische Kulturgeschichte angesiedelt.

In seinem Promotionsprojekt beschäftigt sich Mathis Klockow mit der Geschichte katholischer Politikerinnen in der Bundesrepublik zwischen den 1960er und 1980er Jahren. Sein Studium absolvierte er an den Universitäten Tübingen, Aix-en-Provence, Freiburg und Oxford. Im Laufe seines Studiums entwickelte er ein großes Interesse an der Kultur- und Geschlechtergeschichte Westeuropas und der Bundesrepublik. Diesen Schwerpunkt will er mit seinem Promotionsprojekt nun weiter ausbauen. Am Beispiel dreier CDU-Politikerinnen – Aenne Brauksiepe (1912–1997), Hanna-Renate Laurien (1928–2010) und Rita Süßmuth (*1937) – untersucht er, welche Rolle katholische Politikerinnen bei der Ausgestaltung der Demokratie in der Bundesrepublik spielten. Dadurch soll die von der historischen Forschung bislang kaum beachtete Verflechtung von Demokratie, Geschlecht und Katholizismus sowie der spezifische Typus der katholischen Politikerin, den Brauksiepe, Laurien und Süßmuth repräsentierten, in den Blick genommen werden. Das Projekt wird dabei von der These geleitet, dass sich in den Transformationsprozessen des bundesrepublikanischen Katholizismus der 1960er bis 1980er Jahre im Dreieck von katholischer Kirche, bundesrepublikanischer Demokratie und weiblicher Öffentlichkeit eine Form des Katholikin-Seins in der Politik entwickelte, die einen bedeutenden Beitrag zur Demokratisierung von Gesellschaft und Kirche leistete.

Gastwissenschaftler*innen



DR. ADRIAN MADEJ

Dr. Adrian Madej ist wissenschaftlich-didaktischer Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wrocław (Breslau)/Polen. Er war vom 10. Bis 25. Juli 2025 zu Gast am IEK und berichtet hier über seinen Forschungsaufenthalt:

„Im Zeitraum vom 10. bis 25. Juli 2025 hatte ich die Gelegenheit, einen Forschungsaufenthalt am *Institut für Europäische Kulturgeschichte* (IEK) der Universität Augsburg durchzuführen. Eine Reiseetappe in Frankfurt a.M. mit dortiger Recherchearbeit ging der Ankunft in Augsburg voraus. Ziel dieses Aufenthalts war es, die für die finale Schreibphase meiner Habilitationsschrift erforderlichen Recherchen abzuschließen. Meine Arbeit widmet sich der Prosa Michael Zellers im Kontext der kulturell-gesellschaftlichen Transformationsprozesse in Mitteleuropa nach 1989.“

Die Nutzung der Bibliotheksbestände der Universität Augsburg erwies sich als außerordentlich wertvoll. Insbesondere konnte ich relevante Fachliteratur einsehen, die es mir ermöglicht, die kultur- und politikgeschichtlichen Kontexte des literarischen Schaffens von Michael Zeller in meiner Monografie umfassend zu berücksichtigen.

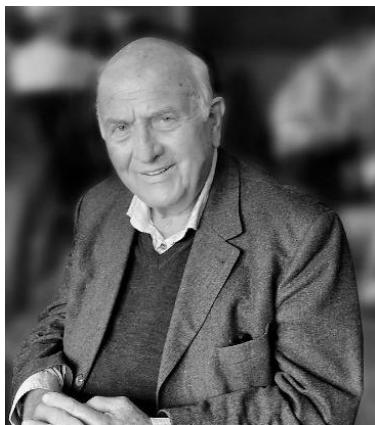
Mein Aufenthalt war nicht nur durch intensive Einzelarbeit geprägt, sondern auch durch einen sehr produktiven wissenschaftlichen Austausch. An dieser Stelle möchte ich Frau Prof. Dr. Susanne Friedrich ausdrücklich für das anregende und inhaltlich überaus wertvolle Gespräch während meines Aufenthalts danken. Mein besonderer Dank gilt ebenso Herrn Prof. Dr. Ulrich Niggemann für die Einladung an das Institut sowie Frau Dr. Eva Rothenberger für die Organisation und tatkräftige Unterstützung meines Aufenthalts. Durch ihre Hilfe wurde es möglich, nicht nur meine laufenden Forschungen voranzubringen, sondern auch neue wissenschaftlich-didaktische Initiativen für weitere Kooperationen zwischen Augsburg und Wrocław zu entwickeln. Konkret konnten zwei gemeinsame wissenschaftlich-didaktische Projekte angestoßen werden:

1. Die Planung einer gemeinsamen Sommer- bzw Herbstakademie im Jahr 2026 für Studierende der Universität Wrocław und der Universität Augsburg, die den interdisziplinären und internationalen Austausch des universitären Nachwuchses fördern soll.
2. Die Vorbereitung einer Ausstellung der polnischen Malerin Anna Strumińska in Verbindung mit einer Lesung des deutschen Dichters und Schriftstellers Michael Zeller, der mehrere Werke verfasst hat, die vom Schaffen Strumińskas inspiriert wurden. Die Umsetzung dieses Projekts ist für das vierte Quartal 2026 vorgesehen.

Der Aufenthalt am IEK bot die Möglichkeit, wertvolle Kontakte zu knüpfen, was langfristig zur weiteren Internationalisierung der am Institut für Germanistik der Universität Wrocław betriebenen Forschung beitragen und eine langfristige Zusammenarbeit mit dem IEK fördern soll/wird. Insgesamt war der Forschungsaufenthalt in Augsburg in jeder Hinsicht bereichernd – sowohl im Hinblick auf den wissenschaftlichen Fortschritt meiner Habilitationsarbeit als auch auf die nachhaltige Erweiterung des akademischen Netzwerks.“

Nachruf auf Dr. Rudolf Freudenberger (1938–2024)

Erinnerung und Würdigung



Dr. Rudolf Freudenberger (© Privat)

In seiner „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen“ definiert Friedrich Schleiermacher die Theologie als Wissenschaft geradezu durch ihre Verbindung mit der kirchlichen Praxis.¹ Die wissenschaftliche Ausbildung findet ihre Zweckbestimmung und ihre innere Einheit darin, dass sie die für die „Kirchenleitung“ erforderlichen Kenntnisse und Kompetenzen vermittelt. Umgekehrt ist jede kirchliche Praxis defizitär und ungeordnet, wenn sie nicht durch theologische Reflexion gesteuert wird. Keine theologische Wissenschaft ohne „religiöses Interesse“ also und keine kirchliche Praxis ohne „wissenschaftlichen Geist“ – das ist Schleiermachers normative Beschreibung der pastoralen Berufung. Wenn in der beruflichen Prägung die Konzentration auf das „Wissen um das Christentum“ vorherrscht, spricht Schleiermacher von einem „Theologe(n) im engeren Sinn“; wer hingegen „mehr die Tätigkeit für das Kirchenregiment in sich ausbildet“, ist ein „Kleriker“ (§ 10). „Denkt man sich“ nun, so Schleiermacher, „religiöses Interesse und wissenschaftlichen Geist im höchsten Grade und im möglichsten Gleichgewicht für Theorie und Ausübung vereint: so ist dies die Idee eines Kirchenfürsten“ (§ 9).

In diesem Sinn war Rudolf Freudenberger zweifellos ein „Kirchenfürst“. Wissenschaftlich hochgebildet, trat er, promoviert mit einer kirchengeschichtlichen Dissertation über die Christenverfolgungen in der Spätantike,² in den kirchlichen Dienst. Seit 1984 bis zu seinem Ruhestand 2001 wirkte er in Augsburg als Stadtdekan und erster Pfarrer an der Kirche St. Anna. Energisch, tatkräftig, profiliert, durchaus auch kantig setzte er sich nach innen und außen für ein lebendiges und sichtbares protestantisches Leben in der Stadt ein, deren evangelisches Erbe ihm wohlvertraut war. Wer ihn predigen hörte, ging kaum je ohne reiche Belehrung über Episoden, epochale Ereignisse oder Wirkungszusammenhänge der Geschichte des evangelischen Augsburgs hinaus. Dabei lag

¹ Schleiermacher, Friedrich, Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen. Kritische Ausgabe, hrsg. von Heinrich Scholz, Darmstadt 1982 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1910).

² Freudenberger, Rudolf, Das Verhalten der römischen Behörden gegen die Christen im 2. Jahrhundert, dargestellt am Brief des Plinius an Trajan und den Reskripten Trajans und Hadrians, 2. Aufl., München 1969.

ihm auch deren wissenschaftliche Erforschung am Herzen. Dass sich seine Wege mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte kreuzten, war da nur eine Frage der Zeit. In seinem Aufnahmeantrag vom 17. Juli 1992 betonte er, er fühle sich „seit seinem Amtsantritt [...] auch zum Sachwalter der evangelischen Geschichte und des evangelischen Erbes in der ehemaligen freien Reichsstadt Augsburg berufen“, und wies darauf hin, er habe bereits „einige wichtige Forschungsvorhaben anstoßen“ können, u. a. zur „Erforschung des Lebens und Werkes von Samuel Urlsperger, des großen Seniors des evangelischen Pfarrkapitels im 18. Jh.“. Das evangelische Dekanat könne zudem „das evangelische Kapitelsarchiv mit zum Teil recht wertvollen Beständen an Archivalien und Büchern in die Arbeit des Instituts ein[bringen]“. Trotz seiner vielfältigen anderen Aufgaben hat er seitdem an der Arbeit des Instituts reichen und stetigen Anteil genommen. Weit über seinen Ruhestand hinaus gehörte er zu den treusten Teilnehmern der Mitgliederversammlung und verfolgte die Entwicklung des Instituts mit wachem Interesse. Am 15. Oktober 2024 ist er im Alter von 86 Jahren verstorben. Das IEK wird ihn, seinen aus „religiösem Interesse“ erwachsenen „wissenschaftlichen Geist“, sein Mitdenken und Anregen in dankbarer Erinnerung behalten.

BERND OBERDORFER

